
319.2
Streitfragen

Streitfragen:

I.
Die Schöpfungsgeschichte.

II.
Die Sündfluth.

III.
Der qualitative Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere.

IV.
Die Sterblichkeit und das Fleischfressen der Thiere vor dem ersten Sündenfalle.

V.
Bileam's Esel.

Beantwortet
für
gebildete Leser.

Zweite Auflage.

Köln,
Verlag von Peter Bollig.

1854.

Vorwort.

Die hier bezogene erste Auflage erschien Ende des vorigen Jahres unter dem Titel und Inhalte des gegenwärtig unter I. aufgeführten Theiles. Die freundliche Aufnahme, welche derselben zu Theil wurde, war für den Verfasser Veranlassung und Aufmunterung, die weiteren Theile beizufügen. Mögen sie sich gleicher Freundlichkeit zu erfreuen haben!

Der Verfasser.

I. Die Schöpfungsgeschichte.

Oder:

Steht die heil. Schrift in Uebereinstimmung oder in Widerspruch mit der geologischen Wissenschaft?

§. 1.

Zur Beantwortung der Frage, ob und in wie fern die Schöpfungsgeschichte der heil. Schrift übereinstimme oder im Widerstreit stehe mit den Resultaten und Aufstellungen der geologischen Wissenschaft, legen wir zunächst diese Resultate und Aufstellungen vor und lassen dann die Vergleichung derselben eintreten mit der Schöpfungsgeschichte, wie sie von der heil. Schrift vorgelegt wird. So wenigstens scheint der Weg vorgezeichnet, wenn wir zu einer begründeten Antwort gelangen wollen. Dabei aber werden wir uns auf die Erde, deren Schöpfungsgeschichte allein in der heil. Schrift berührt ist, und bei ihr wieder auf diejenigen Punkte beschränken, in Rücksicht welcher von einem Widerspruch mit der heil. Schrift Rede sein kann. Nun zur Sache.

§. 2.

Greifen wir soweit zurück, als die Phantasie des Geologen reicht, so war alle Materie ursprünglich als eine feine Masse (Nebelmaterie, Urmaterie, Weltäther) im luftförmigen Zustande im Weltenraume verbreitet. Durch Zusammenballen dieser Urmaterie entstanden die Körper des Weltenraumes. Zur Erklärung des Wie dieses Zusammenballens hat man sich zwar in der Aufstellung verschiedener Hypothesen versucht, aber bis dahin ist es eben auch beim Versuch geblieben, und dürfte vor der Hand wenig Aussicht vorhanden sein auf ein

Resultat des Nachdenkens, das den Anspruch auf Anerkennung in sich trüge.

§. 3.

Diese Urmaterie besaß entweder an und für sich einen sehr hohen Grad der Hitze, oder, was begreiflicher ist, die Erhitzung (freie Wärme) entstand in Folge des Zusammenziehens und Zusammenballens der Urmaterie. Es sei nun aber das Eine oder das Andere, oder auch ein von Beiden verschiedenes Dritte der Fall, so steht doch als Resultat fest, daß die Erde zur Zeit eine feurige Masse war, die sich im flüssigen Zustande befand.

§. 4.

Während dieses glühend flüssigen Zustandes der Erde, konnten sich keine ihrer Theile im Innern der feurigen Masse erhalten, welche, wie z. B. das Wasser, durch die Hitze in den luftförmigen Zustand versetzt wurden, und mußten alle solche Bestandtheile nach außen treten und die feurige Masse als Luft- und Dunst-Hülle umgeben.

§. 5.

Allmählig und sehr langsam kühlte sich die Erde ab in Folge der Ausstrahlung ihrer Wärme in den freien Raum. Zunächst mußte diese Abkühlung in der äußern Lufthülle der Erde Statt haben. Dadurch war bedingt, daß diejenigen Bestandtheile dieser Hülle, welche, wie insbesondere der Wasserdampf, bei entsprechend geringerer Temperatur in den tropfbarflüssigen Zustand zurückkehrten, auf die Erde zurückfielen. Hier in die höhere Temperatur gekommen verdampften sie wieder, brausten als Dampf wieder in die Höhe, schlugen, dort abgekühlt, wieder gegen die Erde zurück, und so fort entstand ein Brausen, Wallen und Zischen,

das in seiner Großartigkeit sich auszumalen, der Phantasie des Lesers überlassen bleibe. Nach der Berechnung und Annahme der Geologen vergingen Millionen von Jahren, bevor die Erde so weit abgekühlt war, daß sich Wasser auf ihrer Oberfläche im tropfbaren Zustande erhalten konnte.

§. 6.

Durch die unaufhaltsam fortschreitende Abkühlung mußte sich nach und nach eine feste Kruste auf der Oberfläche der Erde bilden, welche, anfangs von geringer Dicke, allmählig immer stärker wurde. Und weil die Abkühlung nur bedingt war durch die Ausstrahlung der Wärme und sonach vollkommen allmählig und gleichförmig Statt hatte, so mußte auch die Erhärtung und Zusammenziehung der Erdrinde eine allmählige und vollkommen gleichförmige sein. Dieses hatte zur Folge, daß sich die feste Erdrinde als ein kristallinisches Gefüge gestaltete, d. h. als aus regelmäßig geformten kleinern und größern Theilen oder Stücken zusammengefügt erschien, wie wir solche z. B. an den Basaltsäulen vorliegen haben. Auf diese nunmehr mit einer festen Rinde umgebene Erdkugel schlugen bei genugsamer Abkühlung die Wasserdämpfe aus der Atmosphäre nieder, und folgend der Schwerkraft, legte sich das Wasser als gleichförmige Hülle um den festen Kern, und hätte derselbe dem Eindringen des Wassers vollkommenen Widerstand entgegensetzen können, so würde die Erde auch heute noch nichts weiter als eine mit einer Wasserhülle umgebene feste Kugel sein. Dem war aber gewehrt durch die Risse und Spalten, welche sich in Folge des steten Zusammenziehens in der Erdrinde bilden mußten. Durch diese fand und bahnte sich das Wasser den Durchgang und gelangte so zu der innern Gluthmasse, woselbst es sofort wieder in Dampf verwandelt wurde, der eine um so größere Spannkraft erhielt, je größer die Hitze, der er ausgesetzt,

und je beschränkter der Raum war, innerhalb dessen er sich ausbreiten konnte. Wir haben also hier denselben Fall im Großen, der uns im Kleinen an einem Dampfkessel gegeben ist, in welchem sich der Dampf in größerer Quantität entwickelt, als die Ableitung durch die Ventile gestattet, und wie daher hier ein Zerplatzen des Kessels, so war dort ein Zerplatzen der Erdrinde die nothwendige Folge, und durch wiederholte solche Vorgänge wurde aus der regelmäßigen Erdkugel, eine solche, deren Oberfläche mit den verschiedenartigst gestalteten Erhöhungen und Vertiefungen versehen war.

§. 7.

Nunmehr sammelte sich das Wasser in den größern und am tiefsten liegenden Vertiefungen immer mehr und mehr, und es war also so die Scheidung der Erdoberfläche in trockenes Land und Wasser gegeben. Aber es war diese Erde noch weit davon entfernt, den Wohnplatz für organische Gebilde, Pflanzen und Thiere, abgeben zu können. Sie zur Aufnahme dieser Wesen vorzubereiten und umzugestalten übernahm die zersetzende Kraft, welche die Atmosphäre auf das nunmehr zu Tage liegende feste Gestein ausübte. Diese zwar langsam aber unaufhaltsam zersetzende Kraft, welche wir im Leben mit dem Ausdrucke Vorwitterung zu bezeichnen pflegen, verwandelte und überzog nach und nach das nackte und unfruchtbare Gestein mit fruchtbarer Erde, und wenn die Fruchtbarkeit und Mächtigkeit derselben auch nicht sofort den größern und höher organisirten Pflanzen entsprach, so reichte sie doch bald aus, um einem Heer von kleinern und gegenwärtig für uns untergeordneten Pflanzen die Ansiedelung zu gestatten, welche dann ihrerseits die mütterliche Erde damit lohnten, daß sie im abgestorbenen Zustande zur raschern Vermehrung der Fruchtbarkeit ihren wesentlichen Beitrag gaben. Und so stieg nach und nach die ganze Pflanzenwelt hervor,

vom Kleinern zum Größern, vom weniger Entwickelten zum mehr und höchst Entwickelten, und mit ihr die Thierwelt, ob auch im Beginne etwas später, weil die Erde zu ihrer Aufnahme erst durch die Pflanzen für entsprechende Nahrung mußte gesorgt haben, so doch in der Stufenfolge gleichmäßig. So wenigstens scheint es in der Natur der Sache gelegen, und so ist es nach den von den Geologen gemachten Beobachtungen in der Wirklichkeit gegeben.

§. 8.

Um diese letztere Behauptung, daß nämlich die Geologen auf dem Wege der Beobachtung zu der Erkenntniß gelangt sind, daß die verschiedenen Pflanzen wie auch die Thierarten successive und in der Aufeinanderfolge von der wenigst entwickelten bis zur vollkommensten Art auf der Erde aufgetreten sind, zum Verständniß zu bringen, müssen wir uns erlauben, einen Schritt zurück zu gehen, und zwar bis dahin, wo die Erde noch der festen Rinde ermangelte. Zu der Zeit war die äußere Erdmasse fortwährend mit heißem Wasser und Wasserdampf in Berührung, und es mußte sich sonach hierorts bei der allmähligen Erkältung ein Mineral bilden, welches sein Entstehen der Wechselwirkung zwischen den beiden Elementen zu verdanken hatte. Als solches Mineral weiset uns die Chemie den Thonschiefer auf, den wir uns also als zur Zeit den festen Erdmantel bildend zu denken haben. Unterhalb dieser Schieferhülle, also nach dem Innern der Erde zu, ging nun in Folge der andauernden Abkühlung und so wie dieselbe immer mehr nach Innen vordrang die Gesteinbildung auf dem trocken flüssigen Wege (so genannt, weil kein Wasser dabei mitwirkte) vor sich, und über dem Schiefermantel setzte sich die Mineralbildung auf naßflüssigem Wege dadurch fort, daß gewisse Bestandtheile der Atmosphäre, welche in Folge der hohen Temperatur der Erde in Dampf (Gas) verwandelt

waren, nunmehr bei geringerer Temperatur wieder als feste Masse niederschlugen, wobei natürlich die Reihe zuerst an die kam, welche zum Uebergang aus dem flüssigen Zustand in den festen einer weniger tiefen Temperatur bedurften, und weiterhin die, welche am wenigsten Verwandtschaft zum Wasser hatten und daher am wenigsten lange von diesem festgehalten wurden, — für den Geologen in vielen Fällen ein Mittel, vorkommenden Falls die Aufeinanderfolge und das beziehungsweise Alter der so entstandenen Mineralien zu bestimmen. Ein zweites und sichereres Mittel zur Erkennung des relativen Alters dieser durch Ablagerung entstandenen Bildungen ist dem Geologen darin gegeben, daß diese Bildungen sich im Allgemeinen stets in derselben Aufeinanderfolge abgelagert finden, ein Umstand, der ebenfalls zur relativen Altersbestimmung derjenigen Steinarten dient, welche sich unterhalb des Schiefermantels, also im Innern der Erde gebildet haben. Zwar ist es uns nicht gestattet, von der in Rede stehenden Schieferdecke aus abwärts und durch die verschiedenen Steinbildungen hindurch bis zu der auch jetzt noch feuerflüssigen Masse im Innern der Erde zu steigen und auf diesem Wege die verschiedenen Steinlager nach ihrem Alter zu fragen, aber die Natur hat uns auch solcher Mühe überhoben und uns ein unter Umständen sogar sehr leichtes Mittel an die Hand gethan, unsern diesfälligen Zweck zu erreichen. Es ist nämlich, wie schon früher bemerkt, die innere Gluthmasse der Erde durch das hinzugetretene Wasser nicht selten in so gewaltige Aufwallung versetzt worden, daß sie die feste Umhüllung stellenweise gehoben, zerrissen und überstülpt und so dem nachkommenden Menschen an den Bergwerken, Steinbrüchen rc. ein nicht selten sehr bequemes Mittel dargeboten hat, das von oben herab nicht Zählbare nun von unten herauf zu zählen und Einsicht von dem innern Baue des Erdkörpers zu gewinnen. Und so ist denn der Geologe gegenwärtig im Stand gesetzt,

die verschiedenen Gestein- und Mineral-Lagerungen genau nach ihrem beziehungsweisen Alter zu classificiren.

§. 9.

Sehen wir von den durch die innern Eruptionen bewirkten örtlichen Störungen und Veränderungen in der Lage der Ablagerungen ab, so sind dieselben in allgemeiner Uebersicht und von oben nach unten genommen folgende:

9. Humusboden oder Fruchterde.
8. Bunter Sandstein, Grobkalk und Braunkohle.
7. Quadersandstein, Kreide und Feuerstein.
6. Kalk, Dolomit, Mergel, Thon, Sandstein.
5. Gyps, Steinsalz, Muschelkalk, bunter Sandstein.
4. Mergel- oder Kupfer-Schiefer.
3. Rothliegendes, Steinkohle, Bergkalk, Rothsandstein.
2. Grauwackenschiefer und Grauwackensandstein.
1. Thonschiefer, Glimmerschiefer, Gneiß.
2. Granit, Granulit, Syenit.
3. Grünstein, Serpentin.
4. Felsitporphyr, Pechsteinporphyr, Melaphyr.
5. Basalt, Phonolit, Trachyt.
Gluthmasse.

Von dem Thonschiefer aus haben wir also nach oben neun Gebilde oder Lagerungen, die sich in ihrem Alter von unten nach oben folgen, so daß der Schiefer das größte, und die Fruchterde das jüngste Alter besitzt. Dagegen hat vom Schiefer abwärts der Granit das größte Alter nach dem Schiefer, dann folgt der Grünstein, diesem der Porphyr, und diesem der Basalt als die jüngste der bekannten Bildungen; unter ihm und von ihm eingeschlossen ist die noch in ihrem ursprünglichen flüssigen Zustande befindliche Gluthmasse. Sie giebt uns von Zeit zu Zeit Kunde und sendet uns Proben ihrer Bestandtheile durch die feuerspeienden Berge.

§. 10.

Wäre die Ablagerung nicht durch die inneren Eruptionen unterbrochen worden, so bestände die Erdrinde aus den durch diese Lagerungen bezeichneten concentrischen Ringen. Die Statt gefundene Störung der Simetrie hat nun aber für den Menschen den Vortheil, daß in Folge der örtlichen Hebungen, wie sie zu den verschiedenen Zeiten vorkamen, alle diese einzelnen Lagerungen, die einen hier, die andern dort, zugänglich gemacht und der Untersuchung bloß gelegt sind, und diese hat denn in Betreff der unorganischen Natur zu den bereits angeführten Resultaten geführt. Aber auch über die organische Natur, wie sie in jedem der durch die verschiedenen Ablagerungen der Erdrinde bezeichneten Alter auf der Erde vorkam, ist uns durch Aufdeckung und Untersuchung der Ablagerungen Aufschluß geworden in den aufgefundenen versteinerten Ueberresten der Pflanzen und Thiere. An der Hand dieser Ueberreste ist die Wissenschaft zu interessanten Resultaten gelangt, von welchen wir die unserm Zwecke entsprechenden kurz vorlegen.

Es finden sich solcher Ueberreste in allen den Lagerungen, welche sich oberhalb der ältesten, der Schiefer-Lagerung bildeten. Daß in dieser Schiefer-Lagerung selbst keine derartigen Reste vorkommen, ist der großen Hitze wegen begreiflich, unter welcher sie sich bildete. Benennen wir die Zeiten, während welchen sich die einzelnen Ablagerungen vom Schiefer aufwärts bildeten, mit dem Namen Altersperioden, so haben wir also nach der angenommenen Theilung solcher Altersperioden bis auf uns neun zu zählen. In der zweiten dieser Altersperioden begann also schon, wie die in dieser Lagerung befindlichen organischen Ueberreste bezeugen, das organische Leben. Dasselbe erstreckte sich aber in der vegetabilischen Welt nicht über weiche, der spurlosen Vergänglichkeit leicht unterworfene Pflanzen, und ging in der Thierwelt nicht über

wirbellose Wasserthiere hinaus. Erst in der dritten und vierten Altersperiode erhebt sich die Thierwelt bis zur Stufe der Fische, und die Pflanzenwelt bis zu den höheren Arten der blüthelosen Pflanzen (Kryptogamen) und den untern Arten der blühenden Pflanzen (Monokotyledonen). In der fünften Altersstufe beginnt die Entwickelung der Reptilien, und von der siebenten antreten mit den höchsten Pflanzenarten (Dikotyledonen) erst die Vögel und Säugethiere auf. Der Mensch, die Krone der Schöpfung, zählt sein Alter erst von der letzten dieser Perioden ab.

Die hier angedeutete Stufenfolge vom Unvollkommenen zum Vollkommenen zeigt sich übrigens nicht bloß in der Entwickelung und Entfaltung des organischen Lebens in Betreff der Haupt-Abtheilungen, sondern eben so sehr innerhalb der einzelnen Abtheilung selbst. So traten z. B. die Fische nicht sofort in ihren gegenwärtig existirenden höchsten Arten auf, sondern diesen gehen rückwärts eine Menge, theils noch lebender, theils ausgestorbener Arten stufenweise bis zum knochenlosen Fische vorher. Eben so in den übrigen Klassen.

§. 11.

Wenn wir uns in der vorstehenden Darlegung der zu unserm Zwecke in Betracht kommenden wesentlichsten Punkte des geologischen Gebäudes mehr auf dem Boden der Thatsachen bewegten, so müssen wir nunmehr, Behufs der Beantwortung des Wie der Entstehung und Entfaltung des organischen Lebens auf der Erde, unsern Geologen auf das ausschließliche Gebiet der Hypothese folgen.

Was die Pflanzenwelt betrifft, so ist so viel selbstredend, daß sie die Tage ihrer Existenz nicht höher hinaufzählen kann, als bis zu der Zeit, wo die Erde in der §. 7. angedeuteten Weise zu ihrer Aufnahme vorbereitet war. War dieser Zeitpunkt, sei es an einer, sei es an verschiedenen Stellen der

Erde erreicht, so konnte die Entfaltung des vegetabilischen Lebens ungehindert vor sich gehen. Das animalische Leben konnte erst nach dem vegetabilischen seinen Anfang nehmen, in so fern dieses die erste Nahrung für jenes bieten mußte. Diese Bedingungen erfüllt, so konnten sich beide Reihe ungehindert entfalten und würden sich entfalten, sobald nur erst der Anfang gemacht, die ersten Species vorhanden wären. Wie aber diese sich einfanden, was dieselben hervorbrachte, darauf geht die Frage, die wir zur Beantwortung gezogen haben.

§. 12.

Von den verschiedenen Antworten, welche man auf unsere Frage gegeben hat, thut diejenige die Sache am kürzesten ab, welche den Schöpfer des All die Erstlinge der Pflanzen und Thiere erschaffen, d. h. sie unmittelbar aus dem Nichts hervorbringen und auf die Erde versetzen läßt. Diese Antwort war, als die zunächst zur Hand liegende, lange Zeit die einzige, welche auf die gestellte Frage gegeben wurde, und noch gegenwärtig erhält sie von Vielen das Vorrecht, weil man glaubt, die Bibel erheische sie. Ob solches der Fall, kann erst weiter unten die Frage sein. Eine spätere und mehr ausschließlich der neuern Zeit angehörige Antwort geht dahin, der Schöpfer habe in gleicher Weise, wie er die unorganischen Kräfte in die Urmaterie legte und so die allmählige und gegenwärtig vorfindliche Gestaltung des Unorganischen bedingte, auch die organischen Kräfte der Urmaterie beigegeben, so daß sich nun die organischen Gebilde mit derselben Natur-Nothwendigkeit in der Zeit gestalteten, wie das auch mit den unorganischen Gebilden der Fall war. Und diese Unterstellung, es habe der Schöpfer von vorn herein und beim Beginne der Schöpfung durch sein einmaliges Werde die Materie selbst sammt den ihr inwohnenden Kräften so geeigenschaftet, daß nun ohne alles fernere Zuthun,

Nachhelfen und Eingreifen seinerseits die Wirkungen erfolgten, wie er sie im Voraus wollte, scheint allerdings der Größe und Macht des Schöpfers besser zu entsprechen, als die Annahme, er habe nach und nach und durch wiederholte Werde das Werk seiner Allmacht zur Vollendung gebracht.

Eine dritte Antwort auf unsere Frage stimmt mit der eben vorgelegten zweiten ganz überein, nur daß sie nicht einen außer der Natur befindlichen Schöpfer einschließt, sondern die Natur selbst als das Letzte und keines Schöpfers bedürftig hinstellt. Wir werden späterhin Gelegenheit erhalten, darauf zurück zu kommen. Außer diesen drei Antworten auf unsere Frage ist uns keine weitere bekannt, welche unsere Beachtung erheischte.

§. 13.

Wie aber läßt sich begreifen, daß, wie die zweite und dritte der vorgelegten Antworten unterstellen, die Erde die Pflanzen, geschweige die Thiere, hervorbringen konnte, ohne daß Samen vorhanden war? Das läßt sich allerdings gar nicht begreifen, aber doch um nichts weniger, als daß der Schöpfer die ersten Exemplare aus nichts hervorgebracht und sie der Erde einverleibt habe. Die Unbegreiflichkeit ist für uns beiderseits gleich groß, und selbst da, wo die Pflanze auf dem gewöhnlichen Wege aus dem Samen entsteht, dürfte der Unbegreiflichkeit nicht all zu erheblichen Abbruch geschehen. Freilich können wir in solchem Falle sagen, daß der Pflanzenkeim unter Einwirkung der Wärme, des Lichtes, der Feuchtigkeit, der Luft und der Erde sich nach und nach entwickele und zur Pflanze entfalte, indem und während er gewisse Theile der ihn umgebenden Substanzen in sich aufnimmt und sich assimilirt. Dieses und Anderes können wir allerdings zur Erklärung des Wachsens sagen, aber wer dabei glaubt, er habe nun das Wachsen der Pflanze wirklich erklärt und

begriffen, dem fehlt es eben nur daran, daß er nicht begriffen hat, was begreifen heißt.

Sollte denn aber die Erde, wenn sie zur Zeit die Kraft besaß, organische Gebilde ohne vorher aufgenommenen Samen aus ihrem Schooße hervorsprossen zu machen, diese Zeugungskraft nicht auch gegenwärtig noch besitzen müssen? Das keineswegs. Denn, wie aus der allmähligen Gestaltung und Bildung der Erde hervorgeht, war dieselbe zur Zeit, wo die organischen Gebilde ihren Anfang nahmen, ganz anders beschaffen als gegenwärtig, und insbesondere enthielten das Wasser und die Atmosphäre in Folge der höheren Temperatur viele Bestandtheile, welche gegenwärtig nicht mehr darin vorhanden sind, und ist es so gar wohl begreiflich, wie in jener grauen Vorzeit der Erde Eigenschaften und Fähigkeiten innewohnen konnten, die nunmehr verschwunden scheinen. So z. B. wohnte ihr zur Zeit in Rücksicht der Fruchtbarkeit und des Gedeihens der organischen Produkte eine Triebkraft inne, wie solche gegenwärtig nicht mehr vorkommt, indem Pflanzen, wie das Farrenkraut, der Schachtelhalm und Bährlapp in baumgroßer Ueppigkeit prangten, und unser armseliger Frosch in der ansehnlichen Größe unseres Schweins einher hüpfte. Hat sich also die Fruchtbarkeit in einem so beträchtlichen Grade, wie hieraus zu folgern, vermindert, so dürfte es nicht unbegreiflich erscheinen, wenn die Zeugungskraft denselben Gang gegangen ist. Daß diese Zeugungskraft der Natur, vermöge welcher sie befähigt war, die organischen Gebilde unmittelbar entstehen zu machen, aber auch gegenwärtig noch nicht gänzlich geschwunden ist, dafür dürften vielfache Beispiele stark genug sprechen; wir erinnern nur an die Entstehung der Maden in Fleisch und Käse, der Eingeweidewürmer, des Finnenwurms, der Läuse bei gewissen Krankheiten u. s. w.

§. 14.

Bei der Unterstellung der fraglichen Zeugungskraft der Natur entsteht die weitere Frage, ob auf diesem Wege jede einzelne Art des vegetabilischen und animalischen Lebens entstanden sei, oder ob wir uns nur die in ihrer organischen Entwickelung am tiefsten stehenden Arten auf diesem Wege entstanden, dagegen die höheren Arten als aus den untersten, rücksichtlich als aus einander entwickelt zu denken haben. Die Ansichten der verschiedenen Naturforscher sind hier getheilt, und während die Einen sich zu der Annahme bekennen, daß jede der einzelnen Arten durch ursprüngliche Zeugung entstanden sei, geht die Behauptung der Andern dahin, daß eine Entwickelung der einen Art aus der andern, der vollkommnern aus der unvollkommnern, nach bestimmten Naturgesetzen Statt hatte. Und wenn man auch manche Vorkommnisse in der Natur der organischen Entwickelung anführt, wie sie mehr oder weniger geeignet sind, für eine sucessive Entwickelung der verschiedenen Organismen auseinander zu sprechen, so fehlt doch bis dahin noch viel daran, daß sich solche Nachweise die Zustimmung erzwänge. Uebrigens aber läßt sich die Möglichkeit einer solchen Umwandlung um so weniger in Abrede stellen, als wir ja noch täglich das auffallende Beispiel einer solchen in der Entstehung des Frosches aus der Kaulquappe, des Schmetterlings aus der Raupe und der Käfer aus den Engerlingen vor Augen haben.

§. 15.

Mit dieser kurzen Angabe der Schöpfungsgeschichte, wie solche gegenwärtig von der Wissenschaft aufgestellt wird, lassen wir es bewandet sein und gehen über zur Vergleichung dieser Schöpfungsgeschichte mit derjenigen, welche uns die heil. Schrift vorlegt. Letztere legen wir zu dem Ende hier vollständig in der Uebersetzung vor.

1. Buch Moses, 1, 1—31; 2, 1—7.

Im Anfange schuf Gott Himmel und Erde. Aber die Erde war wüst und leer, Finsterniß war über dem Abgrunde (Flutenden) und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser. Und Gott sprach: Es werde Licht! und es ward Licht, und Gott sah, daß es gut war und schied das Licht von der Finsterniß und nannte das Licht Tag und die Finsterniß Nacht, und es ward Abend und Morgen, erster Tag.

Und Gott sprach: Es werde eine Veste (Wölbung) zwischen dem Wassern und sondere Wasser von Wasser. Und Gott machte die Veste und schied die Wasser, welche unter der Veste waren, von denen, welche oben an der Veste waren. Und also geschah es. Gott nannte die Veste Himmel. Und es ward Abend und Morgen, der zweite Tag.

Gott sprach: Es sammle sich das Wasser, das unter dem Himmel ist, an einen Ort, und es erscheine das Trockene. Und also geschah es. Und Gott nannte das Trockene Erde, und die Sammlung der Wasser nannte er Meer. Und Gott sah, daß es gut war. Und er sprach: Es sprosse die Erde Gras, das grünet und Samen macht, und fruchtbare Bäume, die da Früchte tragen nach ihrer Art, in denen selbst ihr Same sei auf Erden. Und also geschah es. Und die Erde sproßte Gras, das grünet und Samen macht nach seiner Art, und Bäume, die da Früchte tragen, die alle ihren Samen haben nach ihrer Art. Und Gott sah, daß es gut war. Und es ward Abend und Morgen, der dritte Tag.

Und Gott sprach: Es sollen Lichter werden an der Veste des Himmels, zu scheiden Tag und Nacht, und sie seien zu Zeichen, die Zeiten nach Tagen und Jahren zu bestimmen; damit sie scheinen an der Veste des Himmels und erleuchten die Erde! Und also geschah es. Und Gott machte die zwei großen Lichter, das größere Licht zu beherrschen den Tag, und das kleinere Licht zu beherrschen die Nacht und die Sterne.

Und er setzte sie an die Veste des Himmels, daß sie über die Erde herleuchteten und beherrschen den Tag und die Nacht und scheiden das Licht von der Finsterniß. Und Gott sah, daß es gut war. Und es ward Abend und Morgen, der vierte Tag.

Und Gott sprach: Es bringe das Wasser hervor kriechende Thiere mit lebendiger Seele, und Geflügel über der Erde unter der Veste des Himmels! Und Gott schuf die großen Wasser-Ungeheuer und jedes Wesen, das lebt und webt, das die Wasser hervorbrachten nach seiner Art, auch alles Geflügel nach seiner Art. Und Gott sah, daß es gut war. Und er segnete sie und sprach: Wachset und mehret euch und erfüllet die Wasser des Meeres, und die Vögel sollen sich mehren auf Erden! Und es ward Abend und Morgen, der fünfte Tag.

Und Gott sprach: Es bringe die Erde lebende Wesen nach ihrer Art hervor, zahmes Vieh und Gewürm und die wilden Thiere der Erde nach ihrer Art! Und also geschah es. Und Gott machte die Thiere der Erde nach ihrer Art, und das zahme Vieh und alles Gewürm der Erde nach seiner Art. Und Gott sah, daß es gut war, und sprach:

Lasset uns den Menschen machen nach unserm Bilde und Gleichnisse, der da herrsche über die Fische des Meeres, und das Geflügel des Himmels, und über die Thiere und die ganze Erde und alles Gewürm, das sich reget auf Erden. Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach dem Bilde Gottes schuf er ihn; Mann und Weib schuf er sie. Und Gott segnete sie und sprach: Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde und machet sie euch unterthan, und herrschet über die Fische des Meeres, und über das Geflügel des Himmels und über alle Thiere, die sich regen auf Erden! Und Gott sprach: Siehe ich habe euch alles Kraut, das sich besamet auf Erden, und alle Bäume, die in sich selbst Samen haben nach ihrer Art, gegeben, daß sie euch zur Speise seien,

und allen Thieren der Erde und allem Geflügel des Himmels und Allem, das sich reget auf Erden, und in welchem eine lebende Seele ist, damit sie zu essen haben. Und also geschah es. Und Gott sah alles, was er gemacht hatte, und es war sehr gut. Und es ward Abend und Morgen, der sechste Tag.

Also wurde der Himmel und die Erde und ihre ganze Zierde vollendet. Am siebenten Tage hatte nämlich Gott sein Werk vollendet, das er gemacht hatte, und am siebenten Tage ruhete er von all seinem Werke, das er gemacht. Und Gott segnete den siebenten Tag und hieß ihn heilig, weil er an demselben geruhet hatte von all seinem Werke, das er erschaffen und vollbracht hatte. Dieses ist die Entstehung des Himmels und der Erde, da sie geschaffen wurden am Tage, da Gott Himmel und Erde machte. Es war zur Zeit noch kein Feldgesträuch auf Erden, und kein Kraut des Feldes. Denn Gott, der Herr, hatte noch nicht regnen lassen auf Erden, und kein Mensch war da, das Land zu bauen; aber ein Dunst stieg von der Erde auf und befeuchtete weit und breit das trockene Land. Und Gott, der Herr, bildete den Menschen aus Lehm der Erde und hauchte den Odem des Lebens in sein Angesicht, und also ward der Mensch zum lebenden Wesen.

§. 16.

Der in der vorstehenden Schöpfungsgeschichte am stärksten hervortretende Gedanke ist der, daß Alles, was ist, die gesammte Natur, einen Schöpfer habe, der sie zur Zeit hervorbrachte. Hierin tritt also die Schöpfungsgeschichte sofort in Collision mit denjenigen, welche da behaupten, die Natur sei nicht entstanden und habe somit den Grund ihrer Existenz in sich selbst. Wir könnten an diesem Collisionsfalle mit der Bemerkung vorbeigehen, daß der Geologe als solcher weder

behaupten könnte, daß die Natur von einem außer derselben befindlichen Dritten hervorgebracht sei, noch auch, daß sie das nicht sei, indem die Geologie unmöglich hierüber Aufschluß geben kann, wir uns aber nur zum Zwecke gesetzt haben, die Frage nach der Uebereinstimmung oder Nichtübereinstimmung der heil. Schrift in Rücksicht der geologischen Wissenschaft zu beantworten. Indessen wollen wir den vorliegenden Fall um so lieber in nähere Erwägung ziehen, als er sich unter den heutigen Geologen (nicht den Sternen erster Größe, als Humbold, Oerstedt rc., sondern unter dem Heere siebenter bis neunter Größe) so gar gewichtig und breit zu machen pflegt. Also:

„Die Natur ist nicht entstanden." Soll sich diese Behauptung auch auf die gegenwärtige Natur, oder auf die Natur in ihrem gegenwärtigen Zustande beziehen, so wird dieselbe von der Geologie selbst platt geschlagen, da ja diese den Nachweis liefert, daß die Natur zur Zeit eine wesentlich andere war, als sie gegenwärtig ist, insbesondere, wie wir gesehen haben, in so weit, als sie sich auf die Erde bezieht. Das nicht Entstandene wird also weiter zurück zu suchen und vielleicht bei der Urmaterie zu finden sein? Dem sei nun wie ihm wolle, und wir gedenken es den Geologen selbst zu überlassen, den Zustand in der Natur ausfindig zu machen, welcher nicht entstanden, nicht aus einem schon vorhergehenden Zustande hervorgegangen ist, und begnügen uns damit, daß wir auf einen Augenblick unterstellen, die Natur, sei es nun die gegenwärtige oder die einer frühern Zeit, sei nicht entstanden. Bringen wir uns diesen Gedanken des Nichtentstandenseins zum klaren Bewußtsein, so sagt er nichts anderes, als: die Natur hat den Grund ihres Seins und Soseins, also den Grund, daß sie ist und so ist, wie sie ist, ganz und ausschließlich in sich selbst. Denn z. B. der Baum dort ist aus dem Samen, unter Mitwirkung der Erde, der Feuchtig-

keit, der Wärme und des Lichtes das geworden, was er ist, und was er noch ferner wird, das wird er ebenfalls nur unter Mitwirkung dieser äußern Einflüsse. Er ist also weit davon entfernt, den Grund seines Seins und Soseins in sich selbst zu haben, sondern findet ihn, ob auch mit in sich selbst, in seiner eigenen Beschaffenheit und Wesenheit, so doch auch wesentlich mit in diesen äußern Einflüssen. Wäre der Baum dagegen frei von allen solchen äußern Einflüssen, wäre er nicht unter solchen äußern Einflüssen und also auch gar nicht entstanden (er müßte sich denn selbst hervorgebracht, also schon gewirkt haben, bevor er war), so könnten und müßten wir von ihm sagen: Er hat den Grund, daß er ist und so ist, wie er ist, ganz und ausschließlich in sich selbst, er wächst, grünt, blüht, trägt Frucht ohne alle äußere Veranlassung und Einflüsse und ganz aus sich und seiner eigenen Kraft. So auch die Natur: Ist sie als ein an und für sich Gegebenes, als ein Nichtentstandenes zu betrachten und zu nehmen, so ist sie das, was sie ist, ganz und ausschließlich durch sich selbst, sie selbst, ihr eigenes Sein und Wesen ist der Grund eben dieses Seins und Wesens. Denken wir uns also die Natur in einem bestimmten, aber ganz gleich in welchem Zeitpunkte, so war also ihr Sein, ihre Beschaffenheit in diesem Zeitpunkte die Wirkung ihres Seins in dem vorhergehenden, und die Ursache ihres Seins in dem nachfolgenden Zeitpunkte. Oder m. a. Worten: Das Sein oder die Beschaffenheit der Natur in jedem einzelnen Zeitpunkte ist die ausschließliche Wirkung des Seins in dem vorhergegangenen, und die ausschließliche Ursache des Seins in dem nachfolgenden Zeitpunkte. Gleiche Ursachen fordern gleiche Wirkungen, und wo die Wirkungen nicht gleich sind, da müssen ungleiche Ursachen vorausgesetzt werden.

Nehmen wir nun an, es sei das Sein der Natur in irgend einem, gleichviel welchem Zeitmomente verschieden von

dem Sein in dem unmittelbar vorhergehenden Zeitmomente, so müßte das Sein in diesem Zeitmomente auch schon verschieden sein von dem Sein in dem ihm vorhergehenden Zeitmomente, und aus gleichem Grunde müßte das Sein in diesem (dritten) Zeitmoment auch wieder verschieden sein von dem Sein in dem ihm vorhergehenden (vierten) Zeitmomente, u. s. w., wie weit wir auch immer rückwärts gehen wollen. Das heißt aber m. a. Worten: Jeder Zustand der Natur, oder der Zustand der Natur in jedem Zeitmomente ist als entstanden und hervorgegangen zu betrachten aus einem vorhergegangenen, von ihm verschiedenen Zustande, und wie weit wir auch rückwärts gehen, nirgends treffen wir auf den anfangs unterstellten Zustand, der als ein nicht entstandener und als ein an und für sich gegebener zu nehmen wäre. So wenigstens ergiebt sich die Sache, wenn wir rückwärts, von Wirkung zu Ursache fortschreiten. Machen wir nun auch den Versuch damit, daß wir aufwärts, von Ursache zu Wirkung fortschreiten. Oder mit andern Worten: Eben sind wir von dem Gewordenen, Entstandenen ausgegangen um auf das Nichtgewordene, Nichtentstandene hinüber zu kommen; gehen wir nun auch einmal von dem vermeintlich Nichtgewordenen, Nichtentstandenen aus, um zu sehen, wie sich dann das Resultat gestaltet. Also, es gebe einen Zustand in der Natur, der als nicht entstanden zu betrachten sei. Wie kurz auch immer dieser Zustand angedauert haben möge, immerhin können wir uns ihn in zwei Hälften getheilt denken, so daß wir zwei auf einander folgende Zeitmomente erhalten, in welchen Ursache und Wirkung einander vollkommen gleich sind. Denn wäre die Wirkung, das Sein in der zweiten Hälfte, verschieden von der Ursache, dem Sein in der ersten Hälfte, so wäre sie ja schon als entstanden zu betrachten und könnte nicht mehr als ein Nichtentstandenes, als die bloße Fortsetzung des Seins in der ersten Hälfte betrachtet

werden. Da nun aber diese Wirkung, das Sein in der zweiten Hälfte, wieder als Ursache zu betrachten ist in Beziehung auf das Sein in dem nun folgenden (dritten) Zeitmomente, so muß also, da gleiche Ursachen gleiche Wirkungen zur Folge haben, das Sein in diesem dritten Zeitmomente genau dasselbe sein, wie im zweiten und ersten, und aus gleichem Grunde eben so in Betreff des vierten u. s. w. Zeitmoments. Das heißt: War die Natur zu irgend einer Zeit, gleichviel zu welcher Zeit, als eine an und für sich gegebene, als eine nicht entstandene zu betrachten, so hätte sie fort und fort unveränderlich eine und dieselbe bleiben müssen, und sie hätte niemals eine Veränderung irgend welcher Art in ihrem Sein zeigen können. Also: gehen wir von der nicht an sich gegebenen, von der veränderlichen, entstandenen Natur aus, so gelangen wir niemals zu einer an sich gegebenen, unveränderlichen, nicht entstandenen Natur; und gehen wir von der Unterstellung einer an sich gegebenen, unveränderlichen nicht entstandenen Natur aus, so gelangen wir niemals zu der nicht an sich gegebenen, entstandenen und veränderlichen Natur, wie wir sie gegenwärtig vor uns haben. Und sonach bleibt uns kein anderer Ausweg, als anzunehmen, daß die Natur in einem früheren Zustande so wenig als im gegenwärtigen als an und für sich gegeben und als nicht entstanden zu nehmen ist, sondern daß sie nothwendig als von einem außer der Natur befindlichen Dritten hervorgebracht zu denken und zu halten ist.

§. 17.

Dieses Dritte nun aber, welchem die Natur und somit alles Seiende seine Existenz zu verdanken hat, was ist es mit dem, wie ist es beschaffen? Offenbar hat und findet es selbst den Grund seines Seins nicht wieder in einem Andern, weil es sonst selbst zu dem Entstandenen gehörte und nicht

das sein könnte, welches allem Entstandenen Dasein gegeben hat. Es ist also

nicht entstanden und hat als solches den Grund seines Seins ganz und ausschließlich in sich selbst. Demnach ist es also

absolut, weil es in seinem Sein, seiner Natur und Beschaffenheit nicht von einem Etwas außer ihm bestimmt und abhängig ist noch sein kann. Es ist ferner

unveränderlich, weil nicht entstanden und sonach den Grund seines Seins in jedem folgenden Zeitmomente genau derselbe ist, der er im vorhergehenden war, also nirgends Raum zum Eintritt irgend welcher Veränderung seiner gedenkbar ist. Es ist

ewig, von Ewigkeit her, weil ohne Anfang, und in Ewigkeit, weil aller Veränderung bar. Es ist ein

freies und persönliches Wesen. Denn weil sein Sein in jedem Momente der absolute Grund des Seins in dem nachfolgenden Momente ist, und also gleichsam das Sein in jedem beliebigen Momente die absolute oder physische Wirkung des Seins in dem vorhergehenden Momente ist, so folgt, daß alles das, was mit absoluter Nothwendigkeit aus ihm hervorgeht oder von ihm gewirkt, hervorgebracht wird, nur es selber, sein eigenes Sein und Wesen ist, und daß also nichts anderes als es selbst, sein eigenes Sein und Wesen mit absoluter oder physischer Nothwendigkeit aus ihm hervorgehen, von ihm hervorgebracht werden kann. Es kann demnach die Natur, (Urmaterie oder was sonst), eben weil sie veränderlich und sonach nicht einerlei mit ihm, sondern wesentlich verschieden von ihm ist, auch nicht mit absoluter, physischer Nothwendigkeit aus ihm hervorgegangen oder von ihm hervorgebracht worden sein. Außer dieser Art der Hervorbringung ist aber nur noch eine Art denkbar, die nämlich, daß es sie hervorbrachte, weil es sie hervorbringen wollte, und da es völlig absolut und unveränderlich, durch

nichts außer ihm bestimmbar ist, so kann dieses Wollen nur als ein Akt der gänzlich freien Selbstbestimmung, also als ein freies Wollen gedacht und genommen werden, und sonach ist also das beziehliche Wesen ein mit Freiheit begabtes, also ein persönliches Wesen. Es ist ferner

schöpferisch. Denn das Hervorbringen der Natur bestand denkbar entweder in einem Umgestalten einer vorgefundenen Substanz, oder in einem wirklichen und eigentlichen Schaffen (aus Nichts). Setzen wir den ersten Fall, so haben wir die vorgefundene Substanz entweder als veränderlich oder als unveränderlich zu denken. War sie letzteres, so konnte sie gar nicht dazu benutzt werden, Anderes aus ihr herzustellen. War sie ersteres, so stehen wir bei der sogenannten Urmaterie, von der wir bereits erkannt haben, daß sie von dem beziehlichen nicht entstandenen und unveränderlichen Wesen ihre Existenz erhalten mußte. Also schuf dieses Wesen die Natur im eigentlichen Sinne des Wortes, es rief sie aus dem Nichts ins Dasein, es besitzt also schöpferische Kraft, ist Schöpfer im wahren Sinne des Wortes. Ferner besitzt es

eine allen Begriff übersteigende Macht. Wir legen Jemanden Macht bei, wenn er in Stand gesetzt ist, seinen Willen zur Geltung und Ausführung zu bringen. Der Schöpfer wollte, und Alles, was da ist, trat aus dem Nichts in die Wirklichkeit. Wo ist eine Macht wie diese? Ueber alle menschliche Macht steht sie erhaben da, und nicht einmal mit unserer Vorstellung vermögen wir sie zu fassen, so wenig nach Umfang, denn wer überschaut die Menge der Objekte, über welche sie sich erstreckt! als auch dem Grade und der Art nach, denn sie wirkt durch das bloße Wollen. Wie mit einer Macht, so ist es auch mit einer

Erkenntniß begabt, die allen unsern Begriff übersteigt. Denn Alles, was ist, verdankt sein Entstehen einzig dem freien Wollen des Schöpfers, er brachte Alles, was ist,

hervor, weil er es wollte und wie er es wollte. Mit einem solchen Wollen war die Erkenntniß dessen, was da gewollt wurde, nothwendig verbunden, das eine ist nicht ohne das andere denkbar. Diese ihm mit Nothwendigkeit beizulegende Erkenntniß aber übersteigt die menschliche so weit, als seine Werke über die hervorragen, welche des Menschen Theil sind. Und so wenig wir befähigt sind, die Größe seiner Werke in unserer Vorstellung zu umfassen, so wenig vermögen wir es uns seine Erkenntniß nach ihrem Umfange vorstellig zu machen. Aber auch der Art und dem Grade nach ist unsere Erkenntniß nur ein schwaches Abbild von der Erkenntniß des Schöpfers. Während wir überall mit unserer Erkenntniß nur bis an die Oberfläche der Dinge reichen, in das Innere, in die Natur und Wesenheit der Dinge aber höchstens bis zum schwachen Versuch einzudringen vermögen, liegt und lag von Ewigkeit her (vermöge der Unveränderlichkeit) seiner Erkenntniß Inneres wie Aeußeres gleich offen da. Wer vermag die Höhe und Tiefe solcher Erkenntniß zu fassen! — Er ist [illegible]

allgegenwärtig. Der Schöpfer schaute, weil er unveränderlich ist, von Ewigkeit her die Werke seiner Macht, und er wird sie bis in alle Ewigkeit schauen, in jedem Momente, immerdar sind sie ihm gegenwärtig und vor seinem Blicke offen gelegt. Das heißt aber mit andern Worten: er ist allgegenwärtig. Er besitzt [illegible]

Weisheit. Der Schöpfer brachte die Natur, die organische wie die unorganische hervor, weil er sie wollte und wie er sie wollte. Zeigt sich also Weisheit im Werke, so muß sie der Werkmeister besitzen, muß sie mindestens in dem Grade besitzen, als sie sich im Werke offenbaret. Wer aber, der auch nur einiger Maßen mit seinem geistigen Blicke in die Natur, in ihr Schaffen und Walten gedrungen ist, findet nicht hier auf jedem Schritt und Tritt eine Weisheit, wie sie Staunen und Bewunderung erregt! Eine fernere Eigenschaft seiner ist die

Güte. Dieselbe besteht ihrem Wesen nach in der Absicht und Geneigtheit, Andere froh und glücklich zu machen um ihrer selbst willen. Nun spricht es aber die ganze Natur in allen ihren Einrichtungen klar und laut aus, daß sie geeigenschaftet ist, alle für Freude und Glück empfängliche Wesen dieser Gaben theilhaftig werden zu lassen. Selbst den vernunftlosen Thieren ist ein reichlicher Genuß an sinnlichen Freuden beschieden, und dem Menschen ist außerdem noch das ganze Heer geistiger Genüsse zu Theil geworden, welche Freude und Glück bei ihm weit über den der Sinnlichkeit beschiedenen Theil erhöhen. Freude und Glück aber konnte uns nicht werden, wenn nicht beides von dem Schöpfer gewollt wurde, und er konnte unsere Freude und unser Glück nicht um eigener Vortheile wegen wollen, weil er unveränderlich und daher aller von außen kommenden Einwirkungen unzugänglich ist. Um unserer selbst willen hat er uns also für Freude und Glück empfänglich gemacht und uns in Verhältnisse und Umgebungen gesetzt, welche dieser uns zugetheilten Empfänglichkeit die reichlichste Nahrung zu geben vermögen. Und das alles that er, wie bemerkt, nicht für sich, sondern für uns, daher seine Güte gegen uns außer allem Zweifel steht. Weiter müssen wir ihm

Heiligkeit beilegen. Sie besteht in dem Wohlgefallen an allen als gut, und in dem Mißfallen an allen als bös erkannten Zwecken. Der Mensch findet sich durch eine innere Stimme (Gewissen, Vernunft) lebhaft aufgefordert, so viel an ihm liegt, auf die Verwirklichung der als gut erkannten Zwecke hinzuarbeiten, und die Verwirklichung der als bös erkannten Zwecke zu vermeiden, rücksichtlich zu verhindern. Diese innere Stimme ist uns von Natur eigen, ist uns also vom dem Schöpfer anerschaffen. Er selbst spricht also durch diese Stimme, durch die unserer geistigen Natur gegebene Beschaffenheit zu uns und fordert uns auf, heilig zu sein.

Diese Thatsache ist aber nur zu begreifen, wenn wir dafür halten, daß der Schöpfer selbst an dem Guten Wohlgefallen und an dem Bösen Mißfallen hat, d. h. wenn er heilig ist. Aus der Heiligkeit folgt mit Nothwendigkeit die Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit, indem jene nicht ohne diese bestehen kann.

§. 18.

Somit haben wir also völlig unabhängig von der heil. Schrift und gänzlich vom philosophischen Standpunkte aus den Beweis geführt, daß die Natur nicht ein an sich Gegebenes sein kann, sondern daß sie in der Zeit von einem nicht entstandenen, absoluten, unveränderlichen, ewigen, freien, allgegenwärtigen, weisen, gütigen und gerechten persönlichen Wesen in Folge schöpferischer Kraft aus dem Nichts ins Dasein gesetzt wurde. Und wenn wir nun dieses Wesen mit der h. Schrift als Gott annehmen und hinstellen, so mögen unsere Gegner sehen, wie sie uns darin der Uebereilung oder Unrichtigkeit zeihen können. Vor der Hand wenigstens leben wir des guten Glaubens, mit der h. Schrift in diesem Punkte in gutem Rechte zu sein. Sehen wir nun, wie es sich in Betreff der übrigen Punkte verhält.

§. 19.

Was zunächst die Eintheilung der Schöpfung in sechs Tagewerke betrifft, so war der sichtliche Zweck des Moses dabei, seinem Volke den siebenten Tag als einen Ruhetag ehrwürdig und heilig zu machen. An diesem Tage solle sich Jeder erinnern, daß er von Gott herstamme, und solle in der Erinnerung an ihn diesen Tag feiern und heilig halten. Diese Feier und Heilighaltung seinem ungeschlachten Volke als eine eindringliche Pflicht vorzuhalten, dazu vertheilte Moses auf sechs Tagewerke, was er gleichgut auch in mehrere

bringen konnte, und bediente sich des Ausdrucks Tag bildlich zur Bezeichnung einer Zeit überhaupt, was um so leichter geschehen konnte, als dieser Ausdruck im Hebräischen wirklich auch eine Zeit überhaupt, einen unbestimmten Zeitabschnitt bezeichnet. Wäre der Ausdruck Tag nicht in dieser weitern Bedeutung zu nehmen, so konnte ihn Moses unmöglich schon da anwenden, wo nach ihm die Sonne, welche doch erst den eigentlichen Tag so wie den eigentlichen Abend und Morgen macht, noch nicht existirte; er konnte dann diesen Ausdruck erst bei dem vierten Tagewerke einführen, und daß er ihn schon bei den vorhergehenden drei Tagewerken anwendet, zeigt klar genug, daß er nur in sehr allgemeiner Bedeutung gelten soll. Dieser Unterschied zwischen Tag im eigentlichen und Tag im uneigentlichen Sinne spricht Moses selbst so klar und bestimmt aus, daß es schwer zu begreifen ist, wie sowohl Freund als Gegner der heil. Schrift denselben haben übersehen können. Sagt er ja bei dem vierten Tagewerke mit dürren Worten: „Es sollen Lichter werden an der Veste des Himmels, zu scheiden Tag und Nacht, und sie seien zu Zeichen, die Zeiten nach Tagen und Jahren zu bestimmen“. Hier scheidet er also auf's Bestimmteste den Tag, wie ihn die Sonne bestimmt, von demjenigen, der nicht von ihrem Laufe abhängig ist, und ihm in seiner Abtheilung der Tagewerke maßgebend war, und setzt so den Tag, nach welchem die Gottheit die Zeit misset, dem Tage gegenüber, welcher dem Menschen für seine kurze Spanne Zeit Maßstab ist. Und wenn nun die Rechnung der Geologen dem Schöpfungstage eine Dauer von mehr Jahrtausenden zuweiset, als unser Tag Minuten oder Sekunden zählet, so führt uns dieses Verhältniß ein schwaches Bild vor von dem Unterschiede, wie er zwischen dem schöpferischen und dem menschlichen Werke obwaltet.

§. 20.

Das in der Schöpfungsgeschichte vorkommende Schaffen hat man bis in die neueste Zeit stets für ein unmittelbares genommen und sich gedacht, es habe Gott das beziehliche Objekt sofort und unmittelbar aus dem Nichts in die Wirklichkeit versetzt. Daß aber dem nicht nothwendig so sei, davon konnte man sich bei einiger Aufmerksamkeit auf die Worte der h. Schrift leicht und augenfällig überzeugen. Denn wenn es auch an einzelnen Stellen weniger klar ausgesprochen ist, daß man das Hervorbringen und Schaffen Gottes nicht als ein unmittelbares, sondern als ein nur mittelbares zu nehmen habe, so ist doch diese Deutung an andern Stellen desto näher gelegt. So z. B. heißt es beim dritten Tagewerke in Beziehung auf die Pflanzen: Gott sprach: Es sprosse die Erde Gras, das grünet und Saamen macht, und fruchtbare Bäume u. s. w.; und also geschah es, und die Erde sproßte Gras u. s. w. Hiermit ist doch wohl klar genug ausgesprochen, daß Gott das Gras rc. nicht unmittelbar hervorbrachte, sondern nur mittelbar, und zwar so mittelbar, daß er der Erde den Befehl zur Hervorbringung der Pflanzen ertheilte, oder — da der Ausdruck befehlen hier nur in bildlicher Bedeutung und nur gleichbedeutend mit befähigen kann genommen werden — daß er die Erde befähigte, ihr die Kraft beilegte, zur Zeit die Vegetabilien hervorzubringen. Und bei der Erschaffung der Thiere, am fünften Tage, auch hier befiehlt Gott dem Wasser, d. h. er legte die Kraft in dieses Element, die Thiere des Wassers und die Vögel der Luft hervor zu bringen. Zwar heißt es danach: Und Gott schuf, allein, daß dieses Schaffen kein unmittelbares, sondern ein mittelbares war, ist ja eben vorher klar und bestimmt ausgesprochen. Eben so bei der Hervorbringung der Landthiere am sechsten Tage. Auch hier befiehlt Gott der Erde, d. h. legt derselben die Macht bei, die Thiere des Feldes

2*

hervorzubringen, und wenn es dann ferner heißt, Gott habe die Thiere gemacht, so ist eben wieder dieses Machen dahin zu verstehen, wie es im vorhergehenden Satze klar angegeben ist, nämlich als ein mittelbares und nicht als ein unmittelbares. Wenn es nun auch an andern Stellen nicht bestimmt ausgesprochen ist, daß das Schaffen und Hervorbringen als ein mittelbares zu nehmen ist, so ist doch auch eben so wenig gesagt, daß man es als ein unmittelbares zu nehmen habe, daher uns nichts im Wege steht, es durchweg als ein mittelbares zu nehmen. Daraus aber, daß wir das Schaffen als ein mittelbares zu denken haben, folgt sofort, daß dasselbe nicht da Statt hatte, wo es von Moses angeführt wird, sondern daß er dasselbe in die Zeit verlegt, wo es als Wirkung hervortrat. So z. B. bei der Erschaffung der Vegetabilien in der dritten Zeitperiode. Damals, wo Moses die Vegetabilien als von Gott erschaffen anführt, traten sie auf der Erde auf, brachte sie die Erde hervor, aber das eigentliche Schaffen, d. h. die Zeit, wo der Schöpfer die Kraft in die Erde (Natur) legte, zur Zeit die Vegetabilien hervorzutreiben, dürfen wir als weit früher annehmen, und nichts wird uns hindern, wenn wir sie dorthin verlegen, wo der Schöpfer sein erstes Werde in Betreff der Entstehung der Erde (Natur) aussprach. Denn wo die h. Schrift nicht selbst die nähere Angabe und Bestimmung hinstellt, da sind wir berechtiget, dieselbe nach anderweitiger Einsicht und Erkenntniß zu ermessen und zu setzen. Demnach steht uns also in Rücksicht der Organismen nichts entgegen, mit unseren Geologen anzunehmen, daß Gott von Anbeginn die Kraft in die Erde legte, die Pflanzen und Thiere hervor zu bringen. Wie nun aber dieses Hervorbringen weiter Statt hatte, ob nämlich von jeder einzelnen Art die Erstlinge von der Mutter Erde hervorgebracht wurden, oder ob so nur die allerunterſten Arten und die höhern auf dem Wege der

Entwickelung entstanden, darüber giebt uns die heil. Schrift nicht den gewünschten Aufschluß, obgleich diejenigen, welche einer solchen Entwickelung das Wort reden und namentlich so die Vögel aus den Fischen, respective den Reptilien entstehen lassen, eine Bestätigung ihrer Ansicht darin finden dürften, daß die heil. Schrift auch die Vögel vom Wasser hervorbringen läßt. Aufs Bestimmteste aber trifft die heil. Schrift darin mit den Geologen zusammen, daß zuerst die Pflanzen, demnächst die Wasserthiere, darnach die Vögel, hierauf die Landthiere, und zuletzt erst die Menschen ins Dasein traten. Bis hierher kann also durchweg nicht von einem Widerstreit zwischen der heil. Schrift und der Wissenschaft die Rede sein, es sei denn, daß man genöthiget wäre, alles das für Resultat der Wissenschaft zu halten, was dafür auszugeben jedem Pfuscher beliebt. Sehen wir, ob wir zu gleichem Resultate auf dem Gebiete der unorganischen Natur gelangen.

§. 21.

So wenig uns auch die Schöpfungsgeschichte über die Entstehung der Erde mittheilt, so genügt doch dieses Wenige vollkommen, um auch hier die Uebereinstimmung mit der Wissenschaft erkennen zu lassen. Am ersten Tage wird uns die Erde als wüst und leer und als ein finsterer Abgrund, also als ein solches Gebilde dargestellt, das noch nichts von einer festen Gestaltung an sich trägt. Hieran erkennen wir sonder Mühe den Zustand der Erde, wo sie, in Uebereinstimmung mit der geologischen Aufstellung (§. 5.) noch eine flüssige Masse war, und zwar, eine feuerflüssige Masse, wie wir aus dem zweiten Tagewerke ersehen, indem dort noch alles Wasser in der Atmosphäre enthalten ist, ein Umstand, der sich nur durch das Feuer bewirkt erklären läßt. In der zweiten Periode erst beginnt das Wasser sich im tropfbaren

Zustande auf die Erde zu lagern. Dabei aber hat die Erde noch vollkommen die regelmäßige Kugeloberfläche (§. 6.), welche sie erst bis zur dritten Periode verliert und so dem Wasser gestattet, resp. dasselbe nöthiget, sich auf einen Theil der Erdoberfläche zurück zu ziehen und den andern Theil trocken zu legen.

Aus diesen, ob auch wenigen Zügen erkennen wir zur Genüge, daß auch die Erde nicht sofort in ihrer gegenwärtigen Gestalt und Beschaffenheit aus der Hand des Schöpfers hervorging, sondern vorerst als ein ungestaltetes Chaos erschien, das sich allmählich und auf dem Wege, wie ihn die Geologie bezeichnet, zu dem gestaltete, was es gegenwärtig ist.

§. 22.

In Betreff des Lichtes macht die h. Schrift die Mittheilung, daß es hervor, in Wirklichkeit trat, als die Erde den am ersten Schöpfungstage bezeichneten Zustand erreicht hatte, dagegen treten die Sonne und der Mond erst weit später in der vierten Zeitperiode auf. Nun ist es aber namentlich die Sonne, welche das Licht giebt; wie konnte dieses also früher denn jene sein? Warum nicht? daß es gegenwärtig so ist, bedingt noch gar nicht, daß es früher nicht anders sein konnte. Unser physikalisches Wissen in Betreff des Ursprungs und des Wesens des Lichtes ist gegenwärtig noch viel zu mangelhaft, als daß sich auf den Grund desselben ein befriedigender Aufschluß über den hier vorliegenden Fall erlangen ließe. Aber es läßt sich sehr wohl denken, daß das Licht, welches gegenwärtig für uns seine Hauptausflußquelle in der Sonne hat, zur Zeit diese Quelle nicht besaß, und durch andere Ursachen und auf anderem Wege seine Wirksamkeit im Raume äußerte, vielleicht ähnlich, wie gegenwärtig noch das Nordlicht und das Zodiakallicht. Und, wenn es wahr ist, wie unsere Geologen unterstellen, daß die

Erde und alle übrigen Himmelskörper zur Zeit nur als eine im ganzen Raume ausgebreitete äußerst feine Materie (Urmaterie, Weltäther) vorhanden waren, so ist damit die andere Annahme nahe gelegt, daß zu der Zeit keine Wärme (freie) vorhanden war, sondern daß dieselbe gänzlich dazu verwandt wurde, die Materie in ihrem damaligen gasförmigen Zustande zu erhalten. Erst mit dem Verlassen dieses feinflüssigen Zustandes und mit dem Zusammenziehen und Zusammenballen der Urmaterie wurde die Wärme frei und konnte als solche nach außen hin auftreten. Warum sollte es nun bei dem innigen Zusammenhange, welchen die Physik zwischen der Wärme und dem Lichte nachweiset, nicht möglich sein, daß sich zu der Wärme, welche die Materie in ihrem veränderten Zustande nicht mehr fest zu halten vermochte, und welche sich in Folge dessen frei in den Raum verbreitete, das Licht gesellte und so der Raum, wie erwärmt so auch erleuchtet wurde? Und was steht weiter entgegen, daß sich das Licht — und mit ihm die Wärme — späterhin aus dem allgemeinen Raume zurück zog und sich in Folge wechselseitiger Verwandtschaft auf einzelne Körper, Sonne und Sterne, concentrirte und so die Quellen fand, von welchen aus es uns gegenwärtig zuströmt? Wenn sich also die Möglichkeit denken läßt, daß das Licht erst entstand, als sich die Materie bereits bis zu einem gewissen Grade verändert und auf einzelnen Stellen im Raume concentrirt hatte, und wie die Sonne als leuchtender Körper erst spätern Alters als das Licht selbst ist, so warten wir doch gerne den Zeitpunkt ab, wo die Physik des Lichtes uns mehr und bessere Anhaltpunkte bietet, den hier vorliegenden Fall der Schöpfungsgeschichte näher zu beleuchten.

Entwickelung entstanden, darüber giebt uns die heil. Schrift nicht den gewünschten Aufschluß, obgleich diejenigen, welche einer solchen Entwickelung das Wort reden und namentlich so die Vögel aus den Fischen, respective den Reptilien entstehen lassen, eine Bestätigung ihrer Ansicht darin finden dürften, daß die heil. Schrift auch die Vögel vom Wasser hervorbringen läßt. Aufs Bestimmteste aber trifft die heil. Schrift darin mit den Geologen zusammen, daß zuerst die Pflanzen, demnächst die Wasserthiere, darnach die Vögel, hierauf die Landthiere, und zuletzt erst die Menschen ins Dasein traten. Bis hierher kann also durchweg nicht von einem Widerstreit zwischen der heil. Schrift und der Wissenschaft die Rede sein, es sei denn, daß man genöthiget wäre, alles das für Resultat der Wissenschaft zu halten, was dafür auszugeben jedem Pfuscher beliebt. Sehen wir, ob wir zu gleichem Resultate auf dem Gebiete der unorganischen Natur gelangen.

§. 21.

So wenig uns auch die Schöpfungsgeschichte über die Entstehung der Erde mittheilt, so genügt doch dieses Wenige vollkommen, um auch hier die Uebereinstimmung mit der Wissenschaft erkennen zu lassen. Am ersten Tage wird uns die Erde als wüst und leer und als ein finsterer Abgrund, also als ein solches Gebilde dargestellt, das noch nichts von einer festen Gestaltung an sich trägt. Hieran erkennen wir sonder Mühe den Zustand der Erde, wo sie, in Uebereinstimmung mit der geologischen Aufstellung (§. 5.) noch eine flüssige Masse war, und zwar, eine feuerflüssige Masse, wie wir aus dem zweiten Tagewerke ersehen, indem dort noch alles Wasser in der Atmosphäre enthalten ist, ein Umstand, der sich nur durch das Feuer bewirkt erklären läßt. In der zweiten Periode erst beginnt das Wasser sich im tropfbaren

nur die Psychologie Aufschluß zu ertheilen vermag. Diese aber giebt uns über das Wesen der geistigen Seite beim Menschen und beim Thiere folgendes Resultat:

Zunächst offenbart sich im Menschen eine über allen Vergleich höhere und andere Fähigkeit des Erkennens als diejenige, die wir den Thieren beizulegen befugt sind. Das Erkennen der Thiere ist den Objekten nach durchaus sinnlich, d. h. eingeschränkt auf das, was unmittelbar in die Sinne fällt; die gegenwärtigen Eindrücke auf ihre Sinne gewahr zu werden, sie in Vorstellungen aufzufassen und frühere Eindrücke sich wieder vorzustellen, darin besteht ihre ganze Erkenntnißfähigkeit. Der Mensch aber, obgleich auch bei ihm das Erkennen mit der Wahrnehmung der sinnlichen Eindrücke überhaupt anhebt, bleibt keineswegs auf dieser niedrigsten Stufe stehen, sondern erhebt sich in eine über der Sinnenwelt hinausliegende übersinnliche Welt, von der beim Thiere auch nicht eine Spur vorkommt. Denn über die sinnliche Wahrnehmung hinaus giebt es für ihn noch eine zweifache Art der Erkenntnißthätigkeit, von welchen sich die eine der sinnlichen Wahrnehmung anschließt und durch dieselbe, rücksichtlich durch die Reproduction des Inhaltes früherer sinnlicher Wahrnehmungen und Vorstellungen veranlaßt wird, und welche darin besteht, daß der Geist das, was in der sinnlichen Anschauung — in einer oder in mehreren — so und so vorsteht, in seine Formen schlägt und dadurch Sinn und Bedeutung in das Chaos der Erscheinungen bringt. Mit andern Worten: sie besteht darin, daß der Geist die ihm in der und durch die Anschauung gegebenen oder gesetzten Sinnes-Objekte unter Begriffe faßt, und durch diese Begriffe erst Verständniß in das von außen Gegebene bringt, und so erst weiß oder erkennt, was die Objekte der Sinnenerkenntniß sind, und welche Bedeutung sie an und für sich wie im Verhältnisse zu einander haben. Ohne diese Begriffe und ohne das

Denken und Erkennen durch dieselben, würde die Welt der Erscheinungen sinn- und bedeutungslos für den Menschen bleiben, wie sie solches für das Thier ist. Mittelst derselben aber unterscheidet der Mensch das Sein von dem Nichtsein, das Unselbstständige von dem Selbstständigen, indem er hinter den Erscheinungen der Sinnenwelt sowohl außer als in uns Träger erkennt, woran die Erscheinungen haften und wovon sie getragen werden und Wirklichkeit erhalten. Ferner unterscheidet der Mensch das wandelbare Sein von dem beharrlichen, weiß um die Verhältnisse des Seins der ihm erscheinenden Dinge und sondert sie ab in Classen und Ordnungen. Dieses seinen Haupt-Momenten nach gezeichnete Erkennen, wie es den sinnlichen Wahrnehmungen folgt und sich darstellt als ein geistiges Formen und Bilden des in der sinnlichen Wahrnehmung Vorgeführten, stellt sich klar genug als eine Thätigkeit unser dar, welche über derjenigen weit hinausliegt, wozu uns die mit dem Thiere gemeinsame Sinnenthätigkeit befähigt. Wenn uns aber dieses von der Psychologie als Funktion des Verstandes bezeichnete Erkennen schon hoch über das Thier erhebt, so ist das in einem noch weit höheren Grade der Fall in Beziehung auf die zweite Art der Erkenntnißthätigkeit, welche sich als Vernunftthätigkeit an jene erste anschließt und durch dieselbe erst veranlaßt und hervorgerufen wird, und welche es nicht mehr damit zu thun hat, Sinn und Verständniß in die Welt der Erscheinungen zu bringen, sondern dieselben an sich und in ihrem Verhältniß zu einander zu begründen und zu begreifen. Denn mittelst seiner Vernunft erkennt der Mensch den das Sein erst möglich machenden Grund, so wie die dasselbe bewirkenden Ursachen und Kräfte, und während er so zu den Quellen sich erhebt, von welchen Regsamkeit, Bewegung und Leben ausströmt, findet er sich befähigt, bis zu der höchsten und ursprünglichen Kraft hinaufzusteigen, in welcher die Welt der Erscheinungen

erst ihren Halt und Bestand findet. Ist nun das Erkennen des Verstandes schon eine Wirkung im Uebersinnlichen, so gilt dieses in einem noch weit vollkommneren Sinne von dem begreifenden Erkennen der Vernunft. Denn der Grund des Seins liegt überall jenseits der sinnlichen Wahrnehmung, und das Reich der Kräfte ist auf keinerlei Weise den Sinnen zugänglich. Demnach gehört der Mensch selbst als Intelligenz, als ein mit Verstand und Vernunft begabtes Wesen einer übersinnlichen Welt an, lebet in ihr und weiß sich als ein solches Wesen, und eben darin ist von dieser Seite der große Vorrang gegeben, den der Mensch vor dem Thiere hat, indem dieses gedankenlos, ohne Verstandes- und Vernunftthätigkeit hinstarret auf die Oberfläche der Welt und was sich auf dieser Oberfläche in den manchfaltig wechselnden Gestalten darbietet, ohne das zu ahnen und in der Erkenntniß zu ergreifen, was hinter dieser Oberfläche liegt und den Erscheinungen erst Bestand und Haltung gibt, und insbesondere ohne von sich selbst zu wissen, wie der Mensch um seine Ichheit und Persönlichkeit weiß. Hier ist mehr als eine bloß quantitative, hier ist eine qualitative Verschiedenheit zwischen den Menschen und das Thier gesetzt. Und weiter:

Wie das Thier von Seiten seiner Erkenntniß nicht über die Sinne hinaus kann, so auch von Seiten des Begehrens. Es ist hierin vollkommen Sclave seiner Sinne, und fehlt es an allem Grunde zu der Annahme, daß ihm eine eigentliche Selbstmacht inne wohne, kraft welcher es sich selbst bestimmen und in seinem Handeln fortbewegen könnte, vielmehr wird es unabwendbar zu allem seinem Thun durch die Reize des An- und Unangenehmen bestimmt, ohne daß ihm auch nur die Möglichkeit gegeben wäre, den sinnlichen Reizen einen Widerstand entgegen zu setzen, daher dasjenige, wovon alle Thätigkeit des Thieres ausgeht, nicht eigentlich es selbst ist, sondern eine fremde Macht und Gewalt, die

außer ihm in der Sinnenwelt gelegen ist. Und wie könnte das Thier auch einer von ihm selbst ausgehenden Thätigkeit fähig sein, da ihm das Bewußtsein der Ichheit und Persönlichkeit gänzlich abgeht. Wie dagegen der Mensch seine Ichheit oder sich als Subjekt erkennt und weiß, so ist er auch eines von ihm selbst ausgehenden, eines freien Begehrens und Thuns fähig und besitzt ein Princip der Unabhängigkeit in seiner Natur, dessen Aeußerungen sich in der Selbstbeobachtung deutlich offenbaren. Oder vermag es Jemand zu leugnen, daß er da, wo ihn das Angenehme oder Unangenehme zieht und seine Thätigkeit bestimmen will, dieser fremden, von außen auf ihn eindringenden Gewalt keineswegs völlig unterworfen sei, wie das das Thier ist, und daß er, wenn auch oft mit Mühe und Anstrengung, im Stande ist, den sinnlichen Reizen einen Widerstand aus sich selbst entgegen zu setzen, ihre Macht zu brechen, und daß er so, statt sich von den sinnlichen Reizen bestimmen und fortbewegen zu lassen, sich unabhängig von solcher Bestimmung behaupten, also sich selbst bestimmen und in seinem Handeln fortbewegen könne. Eben darin offenbart sich die Freiheit und Selbstmacht des Menschen, und durch diese Kraft ist der Mensch unabhängig von der Sinnenwelt und darüber erhaben, was das Thier nicht ist. Er ist keineswegs ein bloßes Werkzeug und eine von außen her getriebene Maschine, sondern Urheber seiner Handlungen und sein eigener Bestimmer und Beweger in seinem Begehren und Verabscheuen, in seinem Thun und Lassen, er lebt und wirkt durch seine Freiheit, und obgleich an diese Erde gebunden, so doch als übersinnliches Princip in einer übersinnlichen Welt. Also auch hier ist mehr als quantitative, es ist qualitative Verschiedenheit, welche den Menschen vom Thiere scheidet. Schließlich:

Das Thier ist ganz auf sich selbst beschränkt, durch und durch selbstsüchtig. Denn da es als fühlendes Wesen nur

empfänglich ist für eigenes Wohlbehagen, und in Folge seiner Erkenntnißlosigkeit unfähig ist für die eigentlichen Gefühle der Theilnahme an dem Wohl und Wehe seines Gleichen, so fehlt es in seiner Natur an allem Antriebe, wie seiner Erkenntniß an aller Weisung, für Andere zu wirken. Anders aber beim Menschen: Dieser hat ein Herz, für Andere, wie für sich selbst zu fühlen, ein Herz, das sich dem Mitleiden, dem Wohlwollen und der Liebe aufschließt, und wodurch er insbesondere befähigt ist, sich des hohen Adels seiner Natur in seinem Mitmenschen wie in sich selbst zu freuen. Da nun die Mitgefühle, wenn sie rege und lebendig sind, auch einen Antrieb enthalten, für Andere zu wirken und thätig zu sein, so ist der Mensch durch diese Seite seines Gefühlvermögens fähig und aufgelegt, sich über die engen Schranken der Selbstsucht, in welchen das Thier gänzlich befangen ist, zu erheben und seine Wirksamkeit zur Förderung des Wohls der Mitmenschen, insbesondere zur Emporhebung und Vervollkommnung des auch ihnen angebornen Adels zu verwenden und so die Sache der Menschheit zu seiner eignen zu machen, ein großartiger Zug in der menschlichen Natur, welcher vollkommen und für sich allein schon den Beweis liefert, daß der Mensch nicht bloß in quantitativer, sondern auch in qualitativer Hinsicht hoch über dem Thiere hervorragt*).

§. 25.

Ist nun der Mensch, wie vorstehend nachgewiesen, nicht bloß quantitativ, sondern auch und wesentlich qualitativ verschieden von dem Thiere, so ist darin auch die Behauptung einiger Geologen widerlegt, es sei der Mensch in Folge der Entwickelung, Umgestaltung und Vervollkommnung des einen oder andern animalischen Gebildes entstanden. Denn auf

*) Siehe die weitere Ausführung unter III.

empfänglich ist für eigenes Wohlbehagen, und in Folge seiner Erkenntnißlosigkeit unfähig ist für die eigentlichen Gefühle der Theilnahme an dem Wohl und Wehe seines Gleichen, so fehlt es in seiner Natur an allem Antriebe, wie seiner Erkenntniß an aller Weisung für Andere zu wirken. Anders aber beim Menschen. Dieser hat ein Herz, für Andere, wie für sich selbst zu fühlen, ein Herz, das sich dem Mitleiden, dem Wohlwollen und der Liebe aufschließt, und wodurch er insbesondere befähigt ist, sich des hohen Adels seiner Natur in seinem Mitmenschen wie in sich selbst zu freuen. Da nun die Mitgefühle, wenn sie rege und lebendig sind, auch einen Antrieb enthalten, für Andere zu wirken und thätig zu sein, so ist der Mensch durch diese Seite seines Gefühlvermögens fähig und aufgelegt, sich über die engen Schranken der Selbstsucht, in welchen das Thier gänzlich befangen ist, zu erheben und seine Wirksamkeit zur Förderung des Wohls der Mitmenschen, insbesondere zur Emporhebung und Vervollkommnung des auch ihnen angebornen Adels zu verwenden und so die Sache der Menschheit zu seiner eignen zu machen, ein großartiger Zug in der menschlichen Natur, welcher vollkommen und für sich allein schon den Beweis liefert, daß der Mensch nicht bloß in quantitativer, sondern auch in qualitativer Hinsicht hoch über dem Thiere hervorragt*).

§. 25.

Ist nun der Mensch, wie vorstehend nachgewiesen, nicht bloß quantitativ, sondern auch und wesentlich qualitativ verschieden von dem Thiere, so ist darin auch die Behauptung einiger Geologen widerlegt, es sei der Mensch in Folge der Entwickelung, Umgestaltung und Vervollkommnung des einen oder andern animalischen Gebildes entstanden. Denn auf

*) Siehe die weitere Ausführung unter III.

solchem Wege der Entstehung hätte niemals eine qualitative, sondern höchstens nur eine quantitative Verschiedenheit zwischen dem Thier und dem Menschen, zwischen dem Zeugenden und Erzeugten eintreten können. Auf diese Annahme der Entstehung des Menschen auf dem Wege der Entwickelung aus dem einen oder andern der animalischen Gebilde stützt sich nun aber hauptsächlich die fernere Annahme, daß das Menschen-Geschlecht nicht, wie die heil. Schrift aussagt, von dem einen Menschenpaare entstanden sei, sondern verschiedene solcher Erstlinge als seine Urahnen anzuerkennen habe. Wenn nun diese Annahme schon durch die Untergrabung ihrer Hauptstütze unhaltbar ist, so stehen aber auch die verschiedenen Ansichten und Aufstellungen über die vermeintlich verschiedenen Elternpaare des Menschen-Geschlechts bis dahin noch so wenig im Einklange, daß sie weit geeigneter erscheinen, sich wechselseitig aufzuheben als zu unterstützen. Das Hauptargument und worin alle Anhänger der Abstammung von mehren Elternpaaren übereinstimmen, reducirt sich darauf, daß man bei der Unterstellung eines einzigen Elternpaares sich die Entstehung der verschiedenen Menschenracen nicht zu erklären vermöge. Allein abgesehen davon, daß solches negative Argument der bindenden Beweiskraft entbehrt, so scheint auch der Weg bis dahin noch sehr weit, wo unsere Gegner im Stande sein dürften, die obwaltende sogenannte Racenverschiedenheit aus der Unterstellung mehrerer ersten Menschenpaare nachzuweisen, und insbesondere den Beweis zu führen, daß gerade so und so viel erste Paare vorhanden sein mußten, um die verschiedenen Racen zu verwirklichen. Wie aber die Sachen gegenwärtig stehen, hat die der h. Schrift gegnerische Ansicht auch vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus durchweg noch kein Vorrecht auf größere Anerkennung denn die Aufstellung der h. Schrift, und von einem Widerspruche zwischen der Wissenschaft und der Offenbarung, der nicht

etwa bloß in den Köpfen einzelner Subjekte seinen Sitz hat, sondern in der Wissenschaft seine Begründung fände, kann keineswegs die Rede sein.

§. 26.

An der Hand der profanen und der h. Wissenschaft sind wir also zu dem Resultate gelangt, daß die Welt oder die Natur nicht als ein an und für sich Existirendes, als ein Unerschaffenes angenommen werden kann, sondern als ein Erschaffenes, als von einem von der Natur und Allem, was zu ihr gehört, verschiedenes Wesen hervorgebracht, angenommen und gehalten werden muß, und daß dieses Wesen das ist, was die Sprache mit dem kurzen Ausdrucke Gott bezeichnet. Gott schuf von Anfang die Materie sammt den ihr inwohnenden Kräften so geeigenschaftet, daß sich nun ohne sein Zuthun das Universum aus der anfangs als ein gleichartiges Ganzes vorhandenen Materie mittelst der ihr inwohnenden Kräfte nach und nach gestaltete, wie es sich eben gestaltet hat, und das wurde, was es gegenwärtig ist, und das wird, was es künftig sein wird. Ob über dieser Gestaltung und Umgestaltung Millionen oder Billionen von Jahren verflossen, das zu entziffern überläßt die h. Schrift dem Geologen. Er mag sich versuchen und sehen, wie weit er kommt. Nur verbitten wir uns im Namen der menschlichen Vernunft seinen Spott, wenn sein Resultat die Welt im Jahre 1853 einen ältern als den 5802ten Geburtstag feiern läßt. Denn daß dieser Geburtstag, ob er gleich der der Welt genannt wird, so doch der der Menschheit ist, widerstreitet nicht die h. Schrift, erkennt aber eben dieser Mensch, der von der h. Schrift wie von seiner eigenen Vernunft so hoch gestellt ist, daß neben ihm der übrige Theil des Universums, ob auch an Masse der bei weitem mächtigere, als verschwindend klein erachtet wird.

§. 27.

Und auch da verbitten wir uns den Spott, wo man uns entgegenhält, daß es lächerlich sei, ein außer der Welt stehendes selbstbewußtes Wesen als den Weltschöpfer anzunehmen, indem man denselben eine Ewigkeit vor und eine Ewigkeit nach seiner kurzen Thätigkeit als in Ruhe und Unthätigkeit versetzt denken müsse. Denn wer so sich äußern kann, der hat wahrlich einen Begriff vom Schöpfer und von Erschaffen, wie er seiner Vernunft wenig zum Ruhme gereicht. Denn — um von der h. Schrift zu schweigen — dieser von der Vernunft gesetzte Schöpfer steht in allen seinen Eigenschaften und namentlich von Seiten seiner schöpferischen Thätigkeit so unendlich hoch über dem Menschen erhaben da, daß die Lächerlichkeit sich dort findet, wo man sich beikommen läßt, die menschliche Thätigkeit und Art des Thätigseins mit der schöpferischen in Parallele stellen zu wollen. Wenn der Schreiner den Stuhl fertig hat, so mag er sich darauf niedersetzen und von seiner Arbeit ausruhen, denn sein Werk existirt fortan ohne ihn und für sich selbstständig fort. Aber ist solche Thätigkeit und solches Werk mit der schöpferischen Thätigkeit und dem schöpferischen Werke in Parallele zu stellen?! Nur eine Art der Thätigkeit des Menschen bildet mit der schöpferischen Thätigkeit — nicht eine Parallele, sondern — ein Analogon, nämlich die freiwilligen Körperbewegungen. Ich brauche z. B. nur gehen zu wollen, brauche nur das zum Gehen erforderliche Wollen zu haben, und das Gehen gibt sich von selbst, die Beine setzen sich wie von selbst, weil nur durch mein Wollen getrieben, in Bewegung. Aber diese Bewegung, dieser Zustand meiner dauert auch nur so lange, und auch genau so lange, als mein Wollen dauert; ziehe ich dieses zurück, so hört sofort die Bewegung meiner Beine auf. Es ist also der geistige Act, welcher die Thätigkeit des Körpers hervorruft, sie hält

und trägt, und mit dem Schwinden dieses geistigen Actes schwindet auch sofort die durch ihn bedingte körperliche Thätigkeit. So analog beim Schöpfer. Sein Wollen rief alles das, was sich außer ihm befindet, hervor, und rief es genau so hervor, wie es eben seinem Wollen entsprach. Aber nicht bloß die Entstehung, sondern auch die Fort-Existenz ist durch dieses Wollen bedingt und gegeben, und wie Alles diesem Wollen seine Existenz verdankt, so würde auch Alles wieder in sein Nichts zurücksinken, wenn es nicht mehr von eben diesem Wollen gehalten und getragen würde, wenn das Wollen aufhörte. Sonach ist also der Schöpfer gegenwärtig noch genau so thätig, als er es im Anfange, beim Beginn des Alls war, und von einem in Ruhstandsetzen nach vollbrachtem Schöpfungsact kann ganz und gar keine Rede sein. Aber auch vor diesem ersten Schöpfungsacte war für Thätigkeit vollauf gesorgt. Denn man beliebe festzuhalten, daß seine Thätigkeit so lange fortbesteht, als sein Wollen dauert, und also auch so lange bestand, als dieses sein Wollen. Will man sich dazu nun noch erinnern, daß der Schöpfer *unveränderlich* ist, und daß sonach dieses sein Wollen nicht erst in der Zeit entstehen konnte, sondern ebenfalls von Ewigkeit und gleicher Dauer mit dem Schöpfer selbst sein muß, so dürfte es nicht allzuschwer zu begreifen sein, daß auch vor dem ersten Schöpfungsacte, vor der Entstehung des Alls von träger Ruhe, in welcher sich der Schöpfer befunden hätte, nicht Rede sein kann. Aber vielleicht finden gewisse große Geister es nun lächerlich, daß sich der Schöpfer in einer immer gleichen Thätigkeit sollte befinden und befunden haben, in einer Thätigkeit, die doch für eben diese großen Geister so höchst langweilig sein müßte. Indessen denke ich wir machen uns keine überflüssige Sorge und überlassen es dem Schöpfer selbst, wie er sich die Zeit vertreiben will.

II. Die Sündfluth.

§. 28.

Nicht weniger als die Schöpfungsgeschichte ist auch die Geschichte der Sündfluth von den Gegnern der heil. Schrift als reiche Beute benutzt worden, um sie ihrem Unglauben zum Opfer zu bringen. Um die Gründe zu würdigen, womit sie diesen ihren Unglauben zu stützen vermeinen, setzen wir die Geschichte der Sündfluth aus der heil. Schrift hieher:

1. Buch Moses, VI., 11—22.

11) Die Erde war verdorben vor Gottes Angesicht und mit Ungerechtigkeit erfüllet.

12) Da sah Gott die Erde an und sah, wie sie verderbt war.

13) Und er sprach zu Noah: Das Ende alles Fleisches ist vor mich gekommen, denn voll des Frevels ist durch sie die Erde, vertilgen will ich sie sammt der Erde.

14) Mache dir eine Arche (Kasten) aus Gopherholz; mache Gemächer in der Arche und verpiche sie von innen und von außen.

15) Also sollst du sie machen: Dreihundert Ellen soll ihre Länge, fünfzig ihre Breite und dreißig ihre Höhe betragen.

16) Fenster sollst du oben an der Arche machen von der Größe einer Elle, die Thüre sei an der Seite der Arche; sie soll eine untere, eine mittlere und eine obere Abtheilung haben.

17) Denn siehe, ich führe die Wasserfluth her über die Erde, zu verderben alles Fleisch unter dem Himmel, in dem der Odem des Lebens ist. Alles, was auf Erden ist, soll sterben.

18) Aber mit dir will ich meinen Bund errichten: Du sollst in die Arche gehen, du, deine Söhne, dein Weib und die Weiber deiner Söhne mit dir.

19) Und von allem Lebenden, von allen Thieren sollst du Paare, je ein Männchen und ein Weibchen in die Arche bringen, damit sie mit dir am Leben erhalten werden.

20) Sowohl Vögel nach ihren Arten, als Vieh nach seinen Arten und Gewürme des Bodens nach seinen Arten, Paare von jeder Art sollen mit dir hineingehen, um am Leben erhalten zu werden.

21) Darum sollst du von allerlei Speise, die man zu essen pfleget, zu dir nehmen und bei dir sammeln, daß sie dir und ihnen zur Nahrung sei.

22) Und Noah that, wie ihm Gott befohlen hatte.

1. Buch Moses, VII.

1) Und der Herr sprach zu Noah: Geh in die Arche, du und dein ganzes Haus, denn dich habe ich gerecht gefunden vor mir unter diesem Geschlechte.

2) Aus allen reinen Thieren nimm je sieben Paare, ein Männchen und ein Weibchen, von den unreinen Thieren aber je zwei Paare, ein Männchen und ein Weibchen.

3) Auch von den Vögeln des Himmels je sieben Paare, ein Männchen und ein Weibchen, damit der Same erhalten werde auf Erden.

4) Denn noch sieben Tage und ich will regnen lassen auf Erden vierzig Tage und vierzig Nächte, und will jedes Wesen, das ich gemacht, von dem Erdboden vertilgen.

5) Also that Noah alles, was ihm der Herr befohlen hatte.

6) Er war sechshundert Jahre alt, da die Wasserfluth über die Erde hereinbrach.

7) Und Noah ging in die Arche, seine Söhne, sein Weib und seiner Söhne Weiber mit ihm, wegen des Gewässers der Fluth.

8) Auch von den reinen und unreinen Thieren und von den Vögeln und von Allem, was sich reget auf Erden

9) gingen Paare zu Noah in die Arche, je ein Männchen und ein Weibchen, wie der Herr dem Noah befohlen hatte.

10) Und als sieben Tage vorüber waren, strömte die Wasserfluth auf die Erde.

11) Im sechshundertsten Jahre des Lebens Noah, im zweiten Monat, am siebenten Tage des Monats brachen alle Brunnen der großen Tiefe auf, und die Schleußen des Himmels thaten sich auf,

12) und es kam ein Regen über die Erde her vierzig Tage und vierzig Nächte.

13) Beim Anbruche dieses Tages ging Noah in die Arche und Sem, Cham und Japhet, seine Söhne, sein Weib und die Weiber seiner Söhne mit ihnen.

14) Sie und alle Thiere nach ihrer Art, und alles Vieh nach seiner Art, und Alles, was sich reget auf Erden, nach seiner Art, und alles Geflügel nach seiner Art, Alles, was Federn, und Alles, was Flügel hat,

15) gingen zu Noah ein in die Arche, je zwei und zwei von allem Fleische, in welchem Odem des Lebens war.

16) Und was hineinging, das ging paarweise hinein, je ein Männchen und ein Weibchen, von jeder Art, wie Gott ihm befohlen hatte, und der Herr schloß von außen zu.

17) Und die Fluth kam vierzig Tage über die Erde, und das Wasser wuchs und hob die Arche in die Höhe von der Erde.

18) Denn es schwoll mit Ungestüm an und erfüllte alles auf dem Erdboden, die Arche aber schwebte auf dem Wasser.

19) Und das Wasser nahm sehr zu auf Erden und bedeckte alle hohen Berge unter dem ganzen Himmel.

20) Fünfzehn Ellen war das Wasser höher als die Berge, die es bedeckte.
21) Da wurde alles Fleisch vertilgt, das sich auf Erden reget, die Vögel, die Thiere, das Vieh, und alles Gewürm, das auf Erden kriecht, und alle Menschen,
22) und Alles starb, in dem Odem des Lebens war auf Erden.
23) Also vertilgte Gott jegliches Wesen, das auf der Erde war, vom Menschen bis zum Vieh, das Kriechende sowohl als das Geflügel des Himmels, und es wurde vertilgt von der Erde. Nur Noah blieb übrig und welche mit ihm in der Arche waren.
24) Das Wasser stand 150 Tage auf der Erde.

1. Buch Moses, VIII.

1) Aber Gott gedachte des Noah und aller Thiere und alles Viehes, das mit ihm in der Arche war, und ließ einen Wind über die Erde wehen, und das Wasser nahm ab.
2) Und es schlossen sich die Brunnen der Tiefe und die Schleußen des Himmels, und dem Regen vom Himmel ward gewehrt.
3) Und das Wasser verlief sich von der Erde hin und her und fing nach hundert und fünfzig Tagen an abzunehmen.
4) Im siebenten Monat am sieben und zwanzigsten Tage des Monats ruhte die Arche auf dem Berge Ararat (in Armenien).
5) Das Wasser verlief sich und nahm ab bis zum zehnten Monat, und am ersten Tage des zehnten Monats erschienen die Gipfel der Berge.
6) Und als vierzig Tage um waren, öffnete Noah das Fenster der Arche, das er gemacht hatte, und ließ einen Raben fliegen;
7) derselbe flog aus und kam nicht wieder bis das Wasser auf der Erde trocknete.

8) Nach ihm sandte er auch eine Taube aus, um zu sehen, ob das Wasser nun weg sei vom Angesicht der Erde.

9) Als aber diese nichts fand, wo ihr Fuß ruhen konnte, kehrte sie zu ihm in die Arche zurück, denn das Wasser war noch auf der ganzen Erde, und er streckte die Hand aus, ergriff sie und brachte sie in die Arche.

10) Als er noch sieben andere Tage gewartet hatte, entließ er wieder eine Taube aus der Arche.

11) Diese aber kam zur Abendzeit zu ihm und trug einen Oelzweig mit grünen Blättern in ihrem Schnabel. Da erkannte Noah, daß das Wasser von der Erde gewichen sei.

12) Dennoch aber wartete er sieben andere Tage und sandte eine Taube aus, welche nicht mehr zurückkehrte.

13) Und so war es im sechshundert und ersten Jahre (des Lebens Noah), am ersten Tage des ersten Monats, daß sich das Wasser auf der Erde minderte, und Noah öffnete das Dach der Arche, schaute und sah, daß der Erdboden trocken war.

14) Im zweiten Monat am sieben und zwanzigsten Tage des Monats war die Erde völlig trocken.

15) Und Gott redete zu Noah und sprach:

16) Geh aus der Arche, du und dein Weib und deine Söhne und die Weiber deiner Söhne mit dir.

17) Alle lebenden Wesen, welche bei dir sind, von allem Fleische, sowohl von dem Geflügel als von den Thieren und allem Gewürm, das auf der Erde kriecht, führe mit heraus, und gehet umher auf der Erde, wachset und mehret euch auf ihr.

18) Also ging Noah heraus und seine Söhne, sein Weib und die Weiber seiner Söhne mit ihm.

19) Aber auch alle Thiere, Vieh und Gewürm, das auf der Erde kriecht, nach ihren Geschlechtern, gingen aus der Arche.

20) Noah aber baute dem Herrn einen Altar und nahm von allen reinen Thieren und Vögeln und opferte Brandopfer auf dem Altare.

21) Der Herr roch den lieblichen Geruch und sprach: Nimmermehr will ich die Erde verfluchen um der Menschen willen; der Sinn und die Gedanken des menschlichen Herzens sind zwar zum Bösen geneigt von Jugend auf, doch will ich nimmer alles Lebende schlagen, wie ich gethan habe.

22) Alle Tage, so lange die Erde steht, soll Saat und Ernte, Kälte und Hitze, Sommer und Winter, Nacht und Tag nicht aufhören.

1. Buch Moses, IX., 1—17.

1) Gott segnete Noah und seine Söhne und sprach zu ihnen: Wachset und mehret euch und erfüllet die Erde.

2) Furcht und Schrecken vor euch sei über alle Thiere der Erde und über alle Vögel des Himmels, sammt allem, was sich reget auf Erden, alle Fische des Meeres sind in eure Hand gegeben.

3) Und alles, was sich reget und lebet, sei euch zur Speise, wie das grüne Kraut gebe ich euch Alles.

4) Nur Fleisch in seinem Blute sollt ihr nicht essen.

5) Denn das Blut eurer Seelen will ich von der Hand aller Thiere fordern, und von der Hand des Menschen, von der Hand des Mannes und seines Bruders will ich des Menschen Seele fordern.

6) Wer Menschenblut vergießet, dessen Blut soll auch vergossen werden, denn der Mensch ist nach Gottes Ebenbild geschaffen.

7) Ihr aber wachset und mehret euch und reget euch auf Erden und erfüllet sie.

8) Auch dieses sagte Gott zu Noah und zu seinen Söhnen mit ihm:

9) Siehe, ich will mit euch einen Bund errichten und mit eurem Samen nach euch;

10) auch für jede lebende Seele, die bei euch ist, sowohl an Vögeln als an Vieh und allen Thieren der Erde, die aus der Arche gegangen sind, — für alle Thiere der Erde.

11) Meinen Bund will ich mit euch errichten und nimmermehr soll alles Fleisch durch eine Wasserfluth getödtet werden, noch soll hinführo mehr ein Fluch kommen, die Erde zu verwüsten.

12) Und Gott sprach: Dieses ist das Zeichen des Bundes, den ich zwischen mir und euch errichte und für jede lebende Seele die bei euch ist, auf ewige Geschlechter.

13) Meinen Bogen will ich in die Wolken setzen und er soll ein Zeichen des Bundes sein zwischen mir und der Erde.

14) Und wenn ich den Himmel mit Wolken umziehen werde, soll mein Bogen in den Wolken erscheinen,

15) und ich will meines Bundes mit euch gedenken und es soll hinfort keine Wasserfluth mehr kommen, alles Fleisch zu vertilgen.

16) Und der Bogen wird in den Wolken sein und ich werde ihn sehen und des Bundes gedenken, der geschlossen ist zwischen Gott und jeder lebenden Seele alles Fleisches, so auf Erden ist.

17) Und Gott sprach zu Noah: Dieses soll das Zeichen des Bundes sein, den ich zwischen mir und allem Fleische auf Erden errichtet habe.

§. 29.

Gegen diese Mittheilung der heil. Geschichte hat man nun folgende Einwendungen in Bereitschaft:

1. Gemäß VII, 2 u. f. wurde Noah angewiesen, von allen reinen Thieren je sieben Paare, von allen unreinen Thieren je zwei Paare, nebst dem erforderlichen Futter für dieselben auf die Dauer der Sündfluth, also — da Noah in den ersten (VII, 11.) Tagen des zweiten Monats seines 360sten Lebensjahres in die Arche ging und dieselbe erst (VIII, 14.) Ende des zweiten Monats im darauffolgenden Jahre verließ — auf beiläufig dreizehn Monate in die Arche aufzunehmen. Nehmen wir nun auch an, die Elle, welche wahrscheinlich nur die halbe Armlänge betrug, habe die Größe der ganzen Armlänge gehabt, so fällt in die Augen, daß die Arche, ungeachtet ihrer an sich ansehnlichen Größe, nicht Raum bot für die ihr zugedachte Befrachtung. Es wird das um so augenfälliger, wenn wir erwägen, daß zur Ernährung der vor dem Untergange zu rettenden fleischfressenden Thiere ebenfalls eine nicht unbeträchtliche Zahl Thiere in die Arche mußte aufgenommen werden, wodurch sich die Zahl aller in die Arche aufzunehmenden Thiere ansehnlich steigerte und eine Größe erreicht, daß nicht abzusehen ist, wie die acht Paar Menschenhände, so sich in der Arche befanden, ausreichen konnten, das täglich erforderliche Futter vorzulegen.

2. Nach VII, 4. trat Noah sieben Tage nach ergangenem Befehle, wie viel Thiere in die Arche aufzunehmen seien, in die Arche. Wie sollten diese sieben Tage ausgereicht haben, die große Zahl der Thiere und die Unmasse Futter in die Arche zu schaffen, auch wenn er Alles zur Hand und nicht nöthig gehabt hätte, erst über die ganze Erde zu reisen, um die unter den verschiedensten Himmelsstrichen einheimischen Thiere einzufangen und herbei zu führen?!

3. Die Fleischfresser unter den Thieren würden nach Austritt aus der Arche wegen Mangel an sonst vorfindlicher Nahrung gar bald unter den übrigen mit aus der Arche

entlassenen Thieren wie unter sich aufgeräumt haben, so daß zuletzt alle wilden Thiere der Erde mit Stumpf und Stiel verschwunden wären.

4. Der Regenbogen hat naturgemäß so lange gestanden, als es Regen gab, also lange vor der Sündfluth und konnte sonach nicht jetzt erst als das Zeichen des geschlossenen Bundes hingestellt werden.

5. Wie konnte Moses wissen, daß das Wasser fünfzehn Ellen hoch über dem höchsten Berge der Erde gestanden habe? Ist er etwa über die ganze Erde gewandert und hat die Berge und den Wasserstand gemessen?

6. Wenn der Regen auch noch so sehr herabströmte, so konnte derselbe doch unmöglich so viel Wasser bringen, daß die ganze Erde bis über die höchsten Berge unter Wasser gesetzt worden wäre.

Das sind unseres Wissens die gewichtigen Einwürfe, mit denen man die Wahrheit der heil. Geschichte in Betreff der Sündfluth aus dem Felde zu schlagen vermeint. Wir wollen nun sehen, ob und in wiefern unsere Gegner auf den Grund dieser Einwürfe hin Ursache zum Unglauben, oder aber wir Ursache zum Glauben haben.

§. 30.

Es ist eine alte Regel für den Interpreten, daß er von zwei möglichen Deutungen der Worte eines Schriftstellers diejenige als die richtige nehme, welche die vernünftigere scheint, und diejenige ausschließe, welche der Vernunft weniger entspricht oder wohl gar zuwider läuft. Wenn man nun auch dieser Regel volle Geltung zuerkennt, wo es sich um ihre Anwendung auf Profanschriftsteller handelt, so will es uns doch bedünken, als erlaube man sich in Hinsicht der h. Schriftsteller nicht selten eine wesentliche Abweichung, namentlich auch im vorliegenden Falle. Daß Noah nicht innerhalb sieben

Tagen über die Erde reisen und die befohlene Anzahl Thiere jeder Art einfangen und in die Arche bringen konnte, so wie daß sie nicht Raum in der Arche gefunden hätten, wenn man an die hunderte Arten Thiere denkt, welche auf dem Erdboden leben, ist selbstredend. Aber daraus sofort den Schluß auf die Unwahrheit der mosaischen Mittheilung zu machen, verstößt auf so lange schnurstracks gegen die angezogene Regel, als es noch eine zweite Deutung der mosaischen Worte gibt, welche von gleicher Opposition mit der Vernunft frei ist. Eine solche Deutung aber dürfte sich finden, wenn wir die Verhältnisse würdigen, aus welchen heraus der h. Schriftsteller seine hierortigen Mittheilungen macht. Vorerst ist nicht die eigene Wahrnehmung die Quelle, aus welcher Moses seine Nachrichten schöpfte, sondern diese ist die Ueberlieferung, mündliche oder schriftliche, wie sie von Noah bis auf Moses gekommen war. Zur Zeit Noah aber, dessen Vater Lamech noch ein halbes Jahrhundert mit dem Stammvater Adam lebte, dürften die Menschen noch wenig Kenntnisse gehabt haben von der Erde, welche über das Fleckchen hinausreichten, auf welchem sie beisammen wohnten. Daß also auch Ausdrücke, welche über die Erde aussagen, stillschweigend so weit einzuengen sind, als die Kenntniß der Erde beschränkt war, ist selbstredend. Es ist der gleiche Fall, wie er sich auch bei uns vorfand vor Entdeckung der neuen Welt. Alle damaligen Aussagen, welche buchstäblich sich auf die ganze Erde beziehen, werden gegenwärtig von uns als nur für die alte Welt geltend und gemeint genommen. Dieses auf die vorliegende mosaische Mittheilung angewandt, so dürfte es verständlich genug sein, daß Ausdrücke wie: ganze Erde, alle Thiere, u. dgl., keineswegs nach dem Maßstabe unserer heutigen Kenntnisse der Erde und ihrer Geschöpfe zu bemessen sind, sondern nach dem Maßstabe, wie ihn die Kenntnisse des Noah zur Hand gaben, und gemäß welchem das Fleckchen Erde,

auf welchem die Menschenfamilie zusammen wohnte, die ganze Erde war, und die Thiere, welche sie um sich herum sahen und in ihrer nächsten Nachbarschaft kennen lernten, für alle Thiere galten, welche die Erde trug. Wollte man einwenden, es habe doch auch Gott von der ganzen Erde, wie von allem Fleische auf derselben gesprochen, und daß doch von ihm nicht anzunehmen sei, daß er in gleicher Unwissenheit befangen gewesen sei, so würden wir zu bedenken geben, daß sich Gott der Sprache bedienen mußte, welche und wie sie bei den Menschen, zu welchen er sprach, gang und gebe war. Gott hatte bei seiner Anordnung, deren theilweise Ausführung er dem Noah übertrug, nicht die Belehrung der Menschen in geographischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht zum Zwecke, sondern dieser bestand darin, einestheils auf die verderbten Zeitgenossen des Noah zu wirken, um sie durch Furcht vor der angedrohten Vernichtung vom Pfade des Verderbens abzuziehen, andererseits die gegenwärtige und künftige Nachkommenschaft des Noah durch die Erinnerung an die strafende Hand und die erzeigte Wohlthat vor gleicher Abirrung vom Pfade des Heils zu bewahren. Gegen diesen Zweck aber dürfte es ganz und gar nicht verstoßen, wenn andere, den damaligen Bewohnern der Erde unbekannte Erdtheile weniger von dem Strafurtheile Gottes betroffen wurden und in ihnen der Same der Thiere erhalten wurde, welche dem Noah und seinen Zeitgenossen unbekannt waren und daher nicht ihres Gleichen in der Arche fanden. Ja es würde die Wahrheit der mosaischen Mittheilung nicht im mindesten beeinträchtigen, wenn wir unterstellen wollten, daß in den damals nicht von Menschen bewohnten Erdtheilen auch von allen den Thierarten, welche in der Arche vertreten waren, die Sündfluth überlebten. Es wäre dann ihre Aufnahme in die Arche allerdings nicht zu dem Ende erforderlich gewesen, ihren Samen überhaupt auf Erden zu erhalten, sondern der Zweck dieser

Aufnahme bestand dann darin, die Heimath der nachsündfluthlichen Menschen desto rascher mit animalischen Geschöpfen zu bevölkern und dadurch dem Menschen das Leben annehmlicher zu machen.

§. 31.

Auf den Grund dieser Bemerkungen nun glauben wir uns vollkommen berechtiget, den beiden ersten der in §. 29 vorgeführten Einwürfe alles und jegliches Gewicht abzusprechen. Denn, steht nichts entgegen und sprechen alle Umstände dafür, daß unter den Thieren der Erde nur diejenigen zu denken sind, welche in der Gesellschaft und Nachbarschaft der Menschen wohnten, so kann von zu beschränktem Raume der Arche zur Aufnahme der Thiere, und von zu kurzer Zeit zur Einziehung derselben nicht Rede sein. Und was den Futter-Vorrath anlangt, so dürfte auch dieser nicht all zu schwer zu beschaffen gewesen sein, namentlich wenn wir erwägen, daß nach VII, 11. der Eintritt in die Arche im Monat November, also zur Zeit Statt hatte, wo die Früchte des Feldes eingescheuert und bei der Hand waren. Uebrigens aber sind wir durch den Context der h. Geschichte keineswegs zu der Annahme genöthiget, daß dem Noah erst sieben Tage vor Eintritt in die Arche mitgetheilt wurde, welche und wie viel Thiere jeder Art er aufzunehmen habe, vielmehr dürfen wir nach aller Vernunft unterstellen, daß ihm diese Mittheilung da schon wurde, als er den Befehl zur Erbauung der Arche erhielt, indem er so nur in Stand gesetzt sein konnte, dieselbe ihrem Zwecke entsprechend herzustellen. Und eben so wenig läßt sich aus den Worten der h. Schrift entnehmen, daß Noah erst in den letzten sieben Tagen den Futter-Bedarf in die Arche schaffte, sondern eher haben wir Grund zu der Annahme, daß dieses Geschäft schon vollendet war, als der Befehl zum Eintritt in die Arche erging, indem

auf welchem die Menschenfamilie zusammen wohnte, die ganze Erde war, und die Thiere, welche sie um sich herum sahen und in ihrer nächsten Nachbarschaft kennen lernten, für alle Thiere galten, welche die Erde trug. Wollte man einwenden, es habe doch auch Gott von der ganzen Erde, wie von allem Fleische auf derselben gesprochen, und daß doch von ihm nicht anzunehmen sei, daß er in gleicher Unwissenheit befangen gewesen sei, so würden wir zu bedenken geben, daß sich Gott der Sprache bedienen mußte, welche und wie sie bei den Menschen, zu welchen er sprach, gang und gebe war. Gott hatte bei seiner Anordnung, deren theilweise Ausführung er dem Noah übertrug, nicht die Belehrung der Menschen in geographischer und naturwissenschaftlicher Hinsicht zum Zwecke, sondern dieser bestand darin, einestheils auf die verderbten Zeitgenossen des Noah zu wirken, um sie durch Furcht vor der angedrohten Vernichtung vom Pfade des Verderbens abzuziehen, andererseits die gegenwärtige und künftige Nachkommenschaft des Noah durch die Erinnerung an die strafende Hand und die erzeigte Wohlthat vor gleicher Abirrung vom Pfade des Heils zu bewahren. Gegen diesen Zweck aber dürfte es ganz und gar nicht verstoßen, wenn andere, den damaligen Bewohnern der Erde unbekannte Erdtheile weniger von dem Strafurtheile Gottes betroffen wurden und in ihnen der Same der Thiere erhalten wurde, welche dem Noah und seinen Zeitgenossen unbekannt waren und daher nicht ihres Gleichen in der Arche fanden. Ja es würde die Wahrheit der mosaischen Mittheilung nicht im mindesten beeinträchtigen, wenn wir unterstellen wollten, daß in den damals nicht von Menschen bewohnten Erdtheilen auch von allen den Thierarten, welche in der Arche vertreten waren, die Sündfluth überlebten. Es wäre dann ihre Aufnahme in die Arche allerdings nicht zu dem Ende erforderlich gewesen, ihren Samen überhaupt auf Erden zu erhalten, sondern der Zweck dieser

Aufnahme bestand dann darin, die Heimath der nachsündfluthlichen Menschen desto rascher mit animalischen Geschöpfen zu bevölkern und dadurch dem Menschen das Leben annehmlicher zu machen.

§. 31.

Auf den Grund dieser Bemerkungen nun glauben wir uns vollkommen berechtiget, den beiden ersten der in §. 29 vorgeführten Einwürfe alles und jegliches Gewicht abzusprechen. Denn, steht nichts entgegen und sprechen alle Umstände dafür, daß unter den Thieren der Erde nur diejenigen zu denken sind, welche in der Gesellschaft und Nachbarschaft der Menschen wohnten, so kann von zu beschränktem Raume der Arche zur Aufnahme der Thiere, und von zu kurzer Zeit zur Einziehung derselben nicht Rede sein. Und was den Futter-Vorrath anlangt, so dürfte auch dieser nicht all zu schwer zu beschaffen gewesen sein, namentlich wenn wir erwägen, daß nach VII, 11. der Eintritt in die Arche im Monat November, also zur Zeit Statt hatte, wo die Früchte des Feldes eingescheuert und bei der Hand waren. Uebrigens aber sind wir durch den Context der h. Geschichte keineswegs zu der Annahme genöthiget, daß dem Noah erst sieben Tage vor Eintritt in die Arche mitgetheilt wurde, welche und wie viel Thiere jeder Art er aufzunehmen habe, vielmehr dürfen wir nach aller Vernunft unterstellen, daß ihm diese Mittheilung da schon wurde, als er den Befehl zur Erbauung der Arche erhielt, indem er so nur in Stand gesetzt sein konnte, dieselbe ihrem Zwecke entsprechend herzustellen. Und eben so wenig läßt sich aus den Worten der h. Schrift entnehmen, daß Noah erst in den letzten sieben Tagen den Futter-Bedarf in die Arche schaffte, sondern eher haben wir Grund zu der Annahme, daß dieses Geschäft schon vollendet war, als der Befehl zum Eintritt in die Arche erging, indem

von VII. ab nicht mehr von Mund-Vorrath Rede ist. Zur Entkräftung des dritten der angezogenen Einwürfe dürfen wir nun nur noch in Erinnerung bringen, daß namentlich die für Menschen und Thiere gefährlichsten Raubthiere sich nicht in der Nähe einer dicht von Menschen bevölkerten Gegend aufzuhalten pflegen. Dieser Umstand dürfte den vorsündfluthlichen Menschen um so mehr zu Statten gekommen sein, als außer dem kleinen Fleckchen Erde, den sie im gedrängten Zusammenleben für sich in Anspruch nahmen, aller übrige Raum den wilden Bestien zum beliebigen Tummelplatze überlassen war. Es hätten also unsere Gegner zur Stütze ihres Einwurfes vorerst nachzuweisen, daß sich solche Thiere im Bereiche des Noah und seiner Zeitgenossen befanden. So lange dieser Nachweis nicht geliefert und die vorher von uns gegebenen Bemerkungen nicht entkräftet sind, dürfen wir unbehindert an diesem mit so vollem Munde ausgesprochenen Einwurfe vorübergehen.

Den vierten Einwurf würde man nicht erhoben haben, wenn man es in seiner Kurzsichtigkeit nicht übersehen hätte, daß es zu dem Ende, den Regenbogen als Erinnerungszeichen des geschlossenen Bundes zu setzen, nicht nothwendig war, denselben jetzt erst zu schaffen, sondern daß gleich gut der von Anfang an vorhandene Bogen gegenwärtig als solches Erinnerungszeichen ausersehen wurde; die Erinnerung wurde an das im Augenblicke der Verheißung vorhandene Zeichen geknüpft, und es bediente sich Gott so eines Mittels, wie es auch von den Menschen gehandhabt wird bei Austauschung der Ringe oder anderer Gegenstände, oder bei dem Vornehmen, beim Auf- und Untergang der Sonne, beim Aufstehen und Schlafenlegen des gegebenen Versprechens, der geliebten Person u. s. w. zu gedenken.

Den fünften Einwurf anlangend, so ist derselbe ebenfalls seiner Stütze beraubt in der Erkenntniß, daß dem Noah

sein Heimathland die ganze Erde war, indem nunmehr nichts im Wege steht, ihn nach Austritt aus der Arche den höchsten Wasserstand an den Merkmalen erkennen zu lassen, welche das Wasser an den Bäumen zurückgelassen hatte.

Was den sechsten und letzten der vermeintlich gewichtigen Einwürfe betrifft, so könnten wir an demselben mit der wohlberechtigten Bemerkung vorübergehen, daß es unsern Gegnern gefallen möge, die vorgegebene Unmöglichkeit der großen Wassermenge nachzuweisen. Denn so lange solcher Nachweis nicht geführt ist, bleibt der Satz in seinem Rechte, daß man durch Frage- und Ausrufungszeichen keine Geschichte umstoßen und das Geschehene nicht ungeschehen machen kann. Aber wir wollen Nachsicht üben mit der Schwäche unserer Gegner und unsererseits den Nachweis zu führen suchen, daß es mit der eingeworfenen Unmöglichkeit für uns nicht so ganz und gar verzweifelt aussehen dürfte. Zu dem Ende ersuchen wir unsere Leser, uns auf einem Seitensprunge nach Sibirien, dem großen russischen Gefangenhaus, zu folgen, um von dorther einige Thatsachen zu holen, welcher wir als Grundlage zu dem beabsichtigten Nachweis bedürfen.

§. 32.

Sibirien bildet den nördlichen Theil von Asien, dem Geburtslande der ersten Menschen und wo dieselben von ihrer Erschaffung bis zur Sündfluth als eine große Familie in einem kleinen Winkel zusammenwohnten. Die Größe Sibiriens beträgt beiläufig ein Viertel von ganz Asien, anderthalbmal so viel als ganz Europa, in Quadratmeilen ausgedrückt etwa ein Viertel Million. Es gehört zu den rauhesten und unwirthbarsten Ländern der Erde und erfreut sich auf seiner nördlichen Hälfte auch im hohen Sommer, wo die Sonne nicht untergeht, selten so warmer Tage, daß nicht ein leichter Pelz zu den angenehmen Kleidungsstücken gehörte. Die wenigen

Gewächse, welche hierorts auf den Moosebenen ihr kümmerliches Gedeihen finden, kommen erst Mitte Juni zum Vorschein, um ein Leben zu führen, das ihnen nach Wochen, ja Tagen abgemessen ist. Im Juli treten bereits so kalte Nordwinde ein, daß Reif und Eis nichts Seltenes ist und die Kräuter ihr Grün des Sommers mit dem Gelb des Herbstes vertauschen. Die Erde thaut nur an der Oberfläche auf, je nach Beschaffenheit und Lage des Bodens eine bis sechs Spannen tief, ja nicht selten befindet sich unmittelbar unter der Moosdecke das nackte Eis. Im Winter wird das Leben in diesem Eislande zum beständigen Kampfe mit Entbehrungen und den Schrecknissen der Kälte und des Hungers. Die Menschen und selbst der Schnee dampfen, und augenblicklich verwandelt sich diese Ausdünstung in Millionen Eisnadeln, welche ein Geräusch in der Luft verursachen, ähnlich dem beim Zerreißen von Atlas oder dickem Taffet. Die Rennthiere begeben sich in die Wälder oder drängen sich aneinander, um sich zu erwärmen, und nur der Rabe theilt noch die eisige Luft mit trägem und schwerem Flügel, und bezeichnet den Pfad seines einsamen Fluges durch eine lange Linie feinen Dunstes. Felsmassen werden von ihrer Stätte losgerissen, der Boden der Thäler klafft in gähnenden Spalten auf, aus welchen die unterirdischen Gewässer aufsteigen und Dampfwolken ausstoßen, die sofort zu Eis erstarren. Die Atmosphäre wird dick und die glitzernden Sterne verdunkeln sich. Die Hunde vor den Hütten der Sibirier wühlen sich in den Schnee und unterbrechen durch ihr Geheul in Zwischenräumen von sechs bis acht Stunden die allgemeine Lautlosigkeit des Winters, welcher seine Kälte nicht selten gegen 30—40 G. R. hinauftreibt.

Diesen das klimatische Verhältniß Sibiriens bestimmenden Thatsachen fügen wir die andere bei, daß sich in der ganzen ungeheuren Flächen-Ausdehnung Sibiriens von seiner südlichen

Gränze bis zur nördlichen, von Osten bis Westen allenthalben Ueberreste von vorweltlichen Thieren, namentlich von Elephanten und Nashornen im Boden vorfinden. Stoßzähne vom vorweltlichen Elephanten, dem Mammuth, finden sich unversehrt und unversteinert den großen sibirischen Flüssen entlang in so ungeheurer Menge, daß sie seit langer Zeit einen Hauptartikel des Handels dieser Länder ausmachen. Ja, noch über die Nordküste Sibiriens hinaus erstrecken sich die Fundörter dieser Ueberreste, indem der Boden der Liaijow-Inseln angefüllt ist mit Knochen und ganzen Gerippen von Rhinocerossen, Mammuthen und Büffeln, und an der hohen Küste von Neusibirien findet man versteinertes Holz in ungeheuern und regelmäßigen Lagern zwischen Sand und Thon, und dasselbe ist von Rhinoceros- und Mammuthsknochen in solcher Menge begleitet, daß die Oberfläche dieser Insel fast ganz aus diesen Knochen zusammengesetzt scheint. Selbst jenseits der Behringsstraße wurden sie in so großer Menge vorgefunden, daß die Schiffsmannschaft sich ihrer zur Unterhaltung des Feuers bedienen konnte. Um sich einen Begriff von der Menge der in Sibirien begrabenen Elephanten zu machen, erwäge man, daß zwei Drittel alles Elfenbeins, das in den Handel kommt, kein anderes als dort gefundenes ist. Was aber das Erstaunliche dieses Factums noch erhöht, ist einestheils die Frische, worin diese Ueberreste sich oft befinden, anderntheils der Umstand, daß ganze Cadaver dieser vorweltlichen Thiere mit Haut und Haar im gefrorenen Boden in einer Frische gefunden werden, als seien sie so eben erst verendet.

§. 33.

Das sind die Thatsachen, aus welchen wir nun unsere Folgerungen zu ziehen gedenken. Als erste führen wir an, daß Sibirien einst eine Zeit hatte, wo es mit Nashornen

und Elephanten reich bevölkert war. Hieraus ergibt sich als zweite Folgerung, daß dieses Land dazumal eine klimatische Beschaffenheit hatte, welche hoch über der gegenwärtigen stand und derjenigen entsprach, in welcher heut zu Tage diese Thiere leben. Und um endlich zu begreifen, wie sich diese animalischen Ueberreste Jahrtausende lang im frischen Zustande und ohne in Verwesung überzugehen erhalten konnten, finden wir uns zu der weitern Folgerung genöthiget, daß das Sterben dieser Thiere und das Gefrieren derselben wie des Bodens, in welchem sie ihr Grab fanden, gleichzeitig eintrat, so wie daß dieser Frost ohne Unterbrechung von seinem Beginn bis zum heutigen Tage fortdauerte. Denn wäre das Frostwetter auch nur auf Tage lang nach dem Tode dieser Thiere eingetreten, so wäre die Verwesung erfolgt, wie auch, wenn im Verlauf der Zeit Frost- und Thauwetter an ihrer Grabstätte gewechselt hätten. Diese Folgerungen bieten sich so einfach und ungesucht dar, daß wir es den Lusttragenden überlassen können, Gründe dagegen ausfindig zu machen, wenn sie können.

Was die höhere Temperatur anlangt, der wir Sibirien als zur Zeit unterworfen denken müssen, so ist uns darin freilich nichts Unbegreifliches gegeben, wenn wir uns erinnern, daß nach der in I. vorgelegten Entstehung und Verwandlung der Erde die Temperatur derselben successive von der höchsten zur niedrigern herabstieg, und daß es also dabei eine Periode gab, wo auch der Norden der Erde zum Aufenthalte für Elephanten und andere südländische Thiere geeignet war, ist ebenfalls begreiflich genug. Wo aber nehmen wir die Begreiflichkeit her für einen so plötzlichen Uebergang in der Temperatur, wie wir ihn für Sibirien zu unterstellen genöthiget sind? Auch dafür dürfte sich Rath finden, nur bemerken wir, um bei dem weniger kundigen Leser einem möglichen Mißverständnisse vorzubeugen, daß es unsere Aufgabe nur sein kann, die Möglichkeit anzugeben, oder den möglichen Vor-

gang vorzulegen, woraus die betreffende plötzliche Abnahme in der Temperatur begriffen werden kann. Diese Möglichkeit nun ist uns sofort gegeben in dem Gedanken, es sei unsere Erde auf ihrem rastlosen Wandel im Weltenraume zur Zeit einem der übrigen Himmelskörper so nahe gekommen, daß in Folge der erlittenen Anziehung die Atmosphäre der Erde nicht bloß gegen diesen Himmelskörper zuströmte, sondern auch ein größerer oder geringerer Theil derselben sich von der Erde losriß und mit jenem Himmelskörper sich vereinigte. Fügen wir noch die nähere Bestimmung hinzu, daß der zu Hülfe gerufene Himmelskörper beiläufig senkrecht über dem Aequator der Erde gestanden habe, so bietet er uns allen Anhalt, dessen wir zu gegenwärtigem Zwecke bedürfen, wir dürfen nur den Wirkungen nachgehen, welche das unterstellte Zusammentreffen zur Folge haben mußte.

§. 34.

Die erste dieser Wirkungen war, daß sich die Erd-Atmosphäre unter dem Aequator kegelförmig gegen den betreffenden Himmelskörper erhob. Der dadurch hierorts verursachte verminderte Luftdruck hatte ein Zuströmen der Luft von allen Seiten zur Folge, wodurch die Verminderung des Luftdrucks rasch durch die ganze Atmosphäre verpflanzt wurde. Die unmittelbare Folge der Abnahme des Luftdrucks war eine dem verminderten Drucke entsprechende größere Ausdehnung der Luft, und dieser Ausdehnung unmittelbare Folge war die Entwickelung von Kälte (Bindung der Wärme), entsprechend dem phisikalischen Gesetze, daß wenn ein Körper aus einem dichtern Aggregat-Zustand rasch in einen lockern Aggregat-Zustand versetzt wird, sich Kälte entwickelt oder Wärme gebunden wird. Diese Kälte-Entwickelung war um so beträchtlicher, je stärker und rascher die Luft gegen den einwirkenden Himmelskörper herangezogen wurde, und je größer das Quantum, dessen sie in Folge dieser Einwirkung verlustig ging.

Der durch das fortwährende Abströmen verminderte Luftdruck hatte die raschere Verdünstung des auf der Erde befindlichen Wassers zur nothwendigen Folge, und je rascher und beträchtlicher dieselbe war, desto größer war wieder eine damit verbundene Kälte-Entwickelung. Um die Ergiebigkeit dieser Quelle der Kälte-Entwickelung nicht zu unterschätzen, bringen wir das bekannte phisikalische Experiment in Erinnerung, wo das Wasser unter dem Recipienten der Luftpumpe durch die fortwährende Verminderung des Luftdruckes und die dadurch beförderte Verdunstung zum gefrieren gebracht wird.

Der von den Polen gegen den Aequator gerichtete Luftstrom, und mehr noch die Anziehungskraft des betreffenden Himmelskörpers mußte eine diesen Wirkungen entsprechende Bewegung des Weltmeeres in der Richtung von den Polen gegen den Aequator zur Folge haben. Hierdurch wurde das kältere Wasser der Pole und mit ihm das Polareis dem Festlande zugeführt, und so die dritte Ursache gesetzt zur Verminderung der Temperatur. Diese Ursache aber wirkte örtlich um so verderblicher, wenn es die Beschaffenheit des Landes gestattete oder die Stärke des Wasserstromes es bedingte, daß das Meer in das Land einbrach, es überschwemmte und die mitgeführten Eisschollen auf demselben absetzte. Und gerade dieser Umstand mußte für Sibirien wegen seiner geographischen Lage und Beschaffenheit wie für kein anderes Land von den erheblichsten Folgen sein.

§. 35.

Außer diesen namentlich aufgeführten Ursachen, welche das Zusammentreffen der beiden Weltkörper zur Folge hatte, gab es noch viele andere, welche auszubeuten wir den Geologen überlassen, indem wir zu gegenwärtigem Zwecke an den hingestellten genug haben. Indem wir daher im Vorbeigehen nur darauf aufmerksam machen, daß auch der innere flüssige

Theil der Erde nicht unbeeinflußt bleiben konnte, kehren wir wieder zu den uns von Sibirien vorgehaltenen Thatsachen zurück. Es waren zwei Umstände, zu welchen wir die Erklärung aufsuchten: Die plötzliche Temperatur-Verminderung bis zu eintretendem Frostwetter, und das ohne Unterbrechung andauernde Gefrorensein des Bodens. Zur Erklärung des ersten Umstandes wird die Anführung genügen, daß alle drei im vorigen Paragraphen aufgeführte Wirkungen ihren Beitrag lieferten zur entsprechenden raschen Abkühlung der Temperatur. Zur Erklärung des zweiten Umstandes knüpfen wir an den Verlust an, welchen die Erd-Atmosphäre in Folge der unterstellten Anziehung erlitt. Durch diesen Verlust konnte auch nach Entfernung des betreffenden Himmelskörpers die Atmosphäre nicht mehr zu ihrer frühern Dichtigkeit, und daher die Erde nicht mehr zu der früheren Erwärmung durch die Sonnenstrahlen gelangen, indem dieselben der Erde um so weniger Wärme bringen, je weniger dicht die Luft ist, durch welche sie hindurch gehen. Denn bekanntlich geben die Sonnenstrahlen an und für sich keine Wärme, sondern entwickeln erst dieselbe in Folge der Brechung, welche sie erleiden in dem Mittel, durch welches sie hindurchgehen; je dichter dieses Mittel, desto stärker die Brechung und desto größer die damit verbundene Wärme-Entwickelung (Brennglas). Durch diese Abnahme in der Ergiebigkeit der Wärme-Quelle war es also gegeben, daß der durch die Katastrophe in den Boden Sibiriens gebrachte Frost nicht mehr fortgeschafft werden konnte, und so blieben denn die Thiere, welche durch die Katastrophe, sei es in Folge der Kälte oder der über das Land hereinbrechenden Wasserfluth, ihren Tod fanden und durch Ablagerung der vom Strome mitgeführten Erde umhüllt und dem Erdboden einverleibt wurden, im unversehrten Zustande der spätern Nachwelt aufbewahrt. Aber nicht bloß die uns von Sibirien entgegen gehaltenen vorweltlichen Schriftzüge finden

in der angezogenen Katastrophe ihre Erklärung, sondern auch, um was es uns zu thun war: die Sündfluth findet hier ihren natürlichen Ausfluß.

§. 36.

Alle Brunnen der großen Tiefe brachen auf und die Schleußen des Himmels öffneten sich. Daß die Meeresfluth, derer wir gedachten, namentlich auch für den südwestlichen Theil Asiens ihre verderblichen Folgen in einer Ueberfluthung des Landes haben konnte und mußte, zeigt die dortige Beschaffenheit des Landes, wie wir sie der Karte entnehmen, augenfällig genug. Und erwägen wir, daß bei dem Andrange des Meeres die Stauung der Flüsse und die dadurch bewirkte Ueberschwemmung des Landes die erste Folge war, so wüßten wir nicht, wie solcher Hergang bei der Anschauungsweise und den Kenntnissen des Noah treffender bezeichnet sein könnte, als durch die Worte: Alle Brunnen der großen Tiefe brachen auf. Und eben so wenig ist auch der außerordentliche Regen von der heil. Geschichte hinzugedichtet. Zwei Ursachen sorgten reichlich für seine Entstehung. Die eine war die Abnahme der Temperatur der Luft in Folge ihrer Ausdehnung. In Folge dieser Abkühlung konnte sich der Wasserdampf, welcher bei der früheren höheren Temperatur in ihr vorhanden war, nicht mehr im gasförmigen Zustande halten und mußte als Regen niederschlagen. Dieser Niederschlag war um so außerordentlicher und heftiger, je rascher und stärker die Ausdehnung der Atmosphäre. Gefördert und unterhalten wurde der Regen durch die in Folge des verminderten Luftdruckes entstehende Verdunstung des Wassers, und da die eine wie die andere der concurirenden Ursachen des Unwetters in ihrer Größe bedingt ist durch die Mächtigkeit der Einwirkung des unterstellten Himmelskörpers auf die Erde; so sieht der Leser, daß

aller Grund fehlt, den Noah der Lüge zu bezüchtigen, wenn er die Höhe der durch die Aufstauung der Flüsse, die Ueberfluthung des Meeres und den herabströmenden Regen verursachten Wassermasse fünfzehn Ellen über den höchsten Berg setzet. Und so dürfen wir denn auch in Sachen der Sündfluth die heil. Geschichte von aller Dichtung freisprechen und haben allen vernünftigen Grund zu der Unterstellung, daß sie Wahrheit und Wirklichkeit berichtet, diejenige Wahrheit und Wirklichkeit, welche, wie wir gesehen haben, sich auch heut zu Tage noch in Sibirien bezeugt findet und sich noch an vielen Orten anderwärts bezeugt finden dürfte, wenn unsere Geologen nur ernstlich danach suchen wollten. Denn fest sind wir der Ueberzeugung, wenn das Streben, die Uebereinstimmung der heil. Geschichte mit der Wahrheit und Wirklichkeit nachzuweisen, auch nur halbwegs demjenigen nahe käme, welches man nicht selten daran setzt, nach Widersprüchen zu spüren und Einwendungen aufzuhäufen, der Erfolg würde ein bei weitem günstigerer sein. Wir beschließen die der Sündfluth gewidmete Betrachtung mit folgender Bemerkung: Durch den Abgang eines Theils der Atmosphäre an den unterstellten Himmelskörper blieb dieselbe von da ab in einem verdünnten Zustande. Die Folge davon war, daß nunmehr die Erde nicht mehr die gleiche Wärme von der Sonne erhalten konnte, so wie daß die Verdampfung des Wassers rascher vor sich ging, wodurch also wiederum die Temperatur der Luft und der Erd-Oberfläche niedriger gehalten wurde. Eine zweite Folge der raschern Verdampfung des Wassers war das raschere Niederschlagen der Wasserdämpfe in der Luft, also das häufigere Regnen. Und so sind es also zwei Uebelstände, die Verringerung der Temperatur und öfteres Regenwetter, welche die Sündfluth der Erde bleibend hinterließ, Uebelstände, mit welchen das nachsündfluthliche geringere Alter der Menschen in ursächlichem Zusammenhange stehen und seine Erklärung finden dürfte.

III. Der qualitative Unterschied
zwischen
dem Menschen und dem Thiere.

§. 37.

Um den Nachweis des qualitativen Unterschiedes, wie er sich auf Grund der psychologischen Thatsachen zwischen dem Menschen und dem Thiere herausstellt, in größerer Ausführlichkeit vorzulegen, als es in §. 24 geschehen ist, gehen wir von der beiden Theilen gemeinschaftlichen geistigen Function aus, wie sie am meisten in die Augen fällt.

Das Anschauungs-Vermögen, so weit dasselbe nämlich auf den fünf Sinnen beruht und durch dieselben sich äußert, sind wir sowohl dem Thiere als dem Menschen beizulegen befugt. Das Thier sieht, hört, riecht, schmeckt, empfindet, d. h. es nimmt, wie der Mensch, die Gegenstände wahr durch den Gesichts-, Gehör-, Geruchs-, Geschmacks- und Gefühls- (Tast-) Sinn, und in einzelnen Fällen dürfte sogar der eine und andere Sinn der Thiere an Stärke und Feinheit höher stehen, also quantitativ verschieden sein von dem gleichen Sinne beim Menschen, ein Unterschied, der sich übrigens auch unter den einzelnen Thieren wie unter den einzelnen Menschen vielfach, und namentlich unter den Thieren in noch höherem Grade als zwischen dem Thier und dem Menschen kund gibt. Ueberhaupt sind wohl eben so wenig zwei Menschen als zwei Thiere, welche nach dieser Seite hin vollkommen gleich stark oder gleich schwach begabt sich fänden. Wie groß aber auch der Unterschied im einzelnen Falle sein mag, so begründet derselbe, wie bemerkt, wohl eine quantitative, aber nicht auch eine qualitative Verschiedenheit, indem das der Sinnesthätigkeit zu Grunde liegende Vermögen dem Wesen nach immer

ein und dasselbe ist. Selbst da, wo der eine oder andere der fünf Sinne fehlt, kann in Rücksicht auf das vollsinnige Geschöpf dennoch nicht von einer qualitativen, sondern immer nur von einer quantitativen Verschiedenheit Rede sein, und wie wenig auch der Wurm von der Kraft, welche der Sinnesthätigkeit zum Grunde liegt, besitzen mag, immerhin erfreut er sich doch der Art nach derselben Kraft, welche auch dem Löwen, dem Könige der Thiere, zu Theil ward.

§. 38.

An das sinnliche Anschauungs-Vermögen, also an die die Sinnesthätigkeit bedingende Kraft, schließt sich beim Menschen das geistige Anschauungs-Vermögen oder die Phantasie, d. i. diejenige Kraft unser, vermöge welcher wir befähigt sind, Vorstellungen von Objekten zu bilden, die uns nicht durch die Sinne gegeben sind, und die uns sonach nicht in Wirklichkeit, sondern pure in der Einbildung vorstehen. Diese Kraft ist es, auf welcher die Dichtkunst, Malerkunst, überhaupt jede Kunst beruht und ohne welche es dem Menschen unmöglich wäre, irgend welche der schönen Künste auszuüben. Doch aber steht diese Kraft des Menschen in so inniger Beziehung und Abhängigkeit zu seinem sinnlichen Anschauungs-Vermögen, daß sie von diesem sich den Stoff muß liefern lassen zu allen ihren Gebilden, und ihre selbst eigene Befähigung geht nur dahin, diesen von dem sinnlichen Anschauungs-Vermögen gelieferten Stoff, die sinnlichen Vorstellungen, zu neuen Gebilden zu benutzen, ihnen eine andere, eine neue Form zu geben, beziehlich sie zu solchen Formen zusammen zu setzen und zu verwenden.

Außer diesen beiden Vermögen — dem einen: aus der gegebenen Sinnenwelt den hierortigen Objekten entsprechende Vorstellungen zu empfangen, und dem andern: die einmal aufgenommenen Vorstellungen durch Umbildung in neue Gebilde

zu verwandeln — gibt es noch eine andere, zwischen innen gelegene Befähigung unser, dahin gehend, die überkommenen wie die selbstgebildeten Vorstellungen festzuhalten und gelegentlich dem geistigen Auge wieder vorzustellen. Dieses, die wiedererneuernde Einbildungskraft genannte Vermögen (Erinnerung und Gedächtniß) bildet nun mit den genannten beiden andern Vermögen, dem sinnlichen Anschauungs-Vermögen und der Phantasie das ganze sogenannte Anschauungs-Vermögen des Menschen.

Ob es nun auch seine Schwierigkeit haben möchte, genau und bestimmt anzugeben, was und wie viel von diesem Gesammt-Anschauungs-Vermögen dem Thiere beizulegen ist, so dürfte doch die Erkenntniß nicht schwer sein, daß völlig aller Grund dazu fehlt, dem Thiere auch nur das allergeringste Quantum von Phantasie beizulegen. Räumen wir daher dem Thiere auch seinen reichlichen Theil ein von den beiden andern Seiten des Anschauungs-Vermögens, so berechtiget uns doch schon der gänzliche Mangel an Phantasie beim Thiere, und das reichliche Vorhandensein derselben beim Menschen, zwischen beiden Arten von Geschöpfen eine Verschiedenheit zu setzen, die wohl schwerlich als quantitative aufzufassen sein dürfte, sondern sich offenkundig genug als qualitative herausstellt. Denn diese dritte Seite des Anschauungs-Vermögens, die Phantasie, ist nicht etwa eine Steigerung und höhere Befähigung der einen oder andern der beiden andern Seiten, und wie sehr man sich auch die Einbildungskraft — welche noch die meiste Aehnlichkeit mit der Phantasie zu haben scheint — in ihrer Kräftigkeit gesteigert denken mag, so ist sie doch dadurch niemals in die Phantasie überzuführen, sondern sie dieser gleich zu setzen, bedürfte es einer Veränderung und Umwandlung ihres Wesens, ihrer Qualität.

§. 39.

In engem Anschlusse an das Anschauungs-Vermögen des Menschen steht diejenige seiner geistigen Befähigungen, welche mit dem Namen Verstand pflegt bezeichnet zu werden. Wir finden uns nämlich in der sinnlichen Anschauung und Wahrnehmung genöthiget, das Objekt derselben als ein gegebenes, wirkliches, seiendes zu halten, im Gegensatze zu den durch die Einbildungskraft und die Phantasie uns vorgehaltenen Objekten, welche wir eben so genöthiget sind für von uns hingestellte, nicht wirkliche und nicht seiende zu halten. Sein, Wirklichkeit, und Nichtsein, Nichtwirklichkeit aber sind Dinge, welche mit der Anschauung und dem in ihr Gegebenen durchaus nichts zu schaffen haben, von derselben ganz und gar verschieden sind und mit ihr nur in sofern zusammenhangen, als durch sie diejenige Thätigkeit unser hervorgerufen wird, welche erforderlich ist zur Bildung, Entstehung der geistigen Acte, in welchen wir das Sinnen-Objekt für seiend und wirklich, das selbstgebildete Objekt dagegen für nichtseiend und nichtwirklich halten, also in welchen wir die Begriffe des Seins, der Existenz, der Wirklichkeit, und ihre Gegentheile, die Begriffe des Nichtseins, der Nicht-Existenz, der Nichtwirklichkeit auf die in der und durch die Anschauung gegebenen Objekte anwenden. Wie aber die Anwendung, die Beziehung dieser Begriffe auf die Objekte eine von der Anschauung verschiedene geistige Thätigkeit unser ist, so sind auch diese Begriffe selbst nicht in der Anschauung vorfindlich, ja auch ihr Inhalt ist nicht, wie das bei den Phantasie-Vorstellungen noch der Fall ist, der Anschauung entnommen. Das Sein, die Existenz, die Wirklichkeit liegen eben so außer und über aller Anschauung wie das Nichtsein, die Nicht-Existenz, die Nichtwirklichkeit, daher auch diejenige Eigenschaft unser, welche uns zur Bildung und Anwendung dieser Begriffe befähigt, nicht etwa bloß quantitativ, sondern qualitativ verschieden

ist von derjenigen, auf welcher die verschiedenen Anschauungs-Thätigkeiten beruhen, und ein Wesen, welches diese im denkbar höchsten Grade der Stärke und Ausdehnung besäße, würde damit allein noch nicht die Spur von jener besitzen.

§. 40.

Die Bildung und Anwendung dieser Begriffe hat den ersichtlichen Zweck, das Wesen der Objekte zu erforschen, in den Sinn und das Verständniß der Objekte einzudringen. Zu gleichem Zwecke bilden und wenden wir an den Begriff des Unselbstständigen, der Substanz, des Selbstständigen, der Gleichheit und Ungleichheit, der Identität und Einerleiheit, der Verschiedenheit, der Aehnlichkeit und Unähnlichkeit, der Gleichartigkeit und Verschiedenartigkeit, der Uebereinstimmung und Einstimmigkeit, der Ausschließung, der Entgegengesetztheit, des Gegensatzes und Widerspruches, der Unveränderlichkeit, Beharrlichkeit, Eigenheit und der Eigenschaft, der Veränderlichkeit, Unbeständigkeit, des Wechsels und des Zustandes, des Aufhörens, Untergehens, Verschwindens, des Entstehens, Anfangens, Werdens u. s. w. So groß nun auch die Verschiedenheit, welche unter diesen verschiedenen Arten von Begriffen obwaltet, immerhin sein mag, so treffen sie doch allesammt darin zusammen, daß weder sie selbst noch auch ihr Inhalt in der Anschauung enthalten und aus derselben entnommen ist, und daß sie sonach über der Sinnenwelt hinausliegen und von uns vermöge unserer über die Sinnen-Thätigkeit hinaus gehenden Befähigung gebildet und angewandt werden zu dem Ende, in den Sinn und das Verständniß der Dinge zu dringen und so unsere Erkenntniß derselben, wie sie uns auf Grund der bloßen Anschauung und der Sinnen-Thätigkeit geworden ist, zum Zwecke des Verständnisses zu erweitern. Mit diesen von der Sprache sogenannten reinen Begriffen eng verbunden sind die sogenannten angewandten Begriffe, welche wir bilden

durch Zusammendenken der gemeinschaftlichen Merkmale verschiedener, durch die Anschauung gegebener Objekte. Dahin gehört die unendliche Zahl Begriffe von Classen, Gattungen und Arten. Wenn diese Begriffe auch in sofern einige Aehnlichkeit mit den sinnlichen Anschauungen haben, als ihr Inhalt in diesen enthalten und nachweisbar ist, so unterscheiden sie sich doch auch wieder wesentlich von denselben und treten darin den Phantasie-Anschauungen näher, daß sie selbst, nämlich die Formen, welche in ihnen dem aus der Anschauung entnommenen Inhalte gegeben sind, nicht in der Erfahrung enthalten und nachweisbar sind. Der Gegenstand Baum fällt in meine Anschauung, aber der Begriff Baum liegt, wie jeder andere angewandte Begriff, so sehr außer allem Anschaubarem, wie auch der reine Begriff Substanz, und wie die reinen Begriffe, so sind auch die angewandten von der über alle Sinnen-Thätigkeit hinausliegenden Befähigung, Verstand genannt, gebildet zum Zwecke des über die sinnliche Erkenntniß hinausreichenden Verständnisses der Objekte der Anschauungen.

§. 41.

Wie der Verstand die Befähigung unser ist, das Wesen der Dinge zu erfassen und in ihr Verständniß einzudringen, so geht er auch nur so weit, als das Verständniß der Dinge reicht und seine Thätigkeit beansprucht. Aber es gibt außer dieser das Verständniß der Dinge bezweckenden Befähigung und Thätigkeit unser noch eine andere, sich eng an sie anschließende Befähigung und Thätigkeit unser, welche es mit dem Begründen und Begreifen der Dinge zu thun hat, und welche mit dem Namen Vernunft benannt wird. Wie die Verstandes-Thätigkeit, also die zum Zwecke des Verständnisses erhobene Thätigkeit unser an die Anschauung und das unmittelbar in derselben Gegebene anknüpft und in der Bildung und

Anwendung der reinen und angewandten Begriffe vorschreitet bis entweder dem augenblicklichen Zwecke des Verstehens genügt ist, oder bis das Ende meiner Befähigung, in dem beziehlichen Verständnisse weiter vorzudringen, erreicht ist, so knüpft die Vernunft-Thätigkeit an die Verstandes-Thätigkeit, an das durch diese gelieferte Verständniß des beziehlichen Objekts an; um durch Bildung und Anwendung ihrer Begriffe das vom Verstande Gedachte Sein als ein solches, wie es eben vom Verstande gedacht wurde, zu begründen und zu begreifen. So z. B. denkt der Verstand auf den Grund der sinnlichen Anschauung, daß Tag und Nacht sich immerfort in der bestimmten Abwechselung folgen und daß der Tag stets mit dem Aufgang, und die Nacht stets mit dem Untergang der Sonne eintritt. Hiermit ist das Verständniß der Anschauungs-Erkenntniß gegeben, und hätten wir nicht die Befähigung, über diese das Verständniß bezweckende Thätigkeit hinaus zu gehen, so hätte hiermit unsere Erkenntniß überhaupt ihr Ende erreicht. Aber nunmehr trift die Vernunft-Thätigkeit ein, und mittelst dieser erweitert sich unsere Verstandes-Thätigkeit dahin, daß die in dieser gedachte Aufeinanderfolge eine nothwendige sein muß, und als solche begriffen und begründet wird in dem ursachlichen Zusammenhange, in welchem beide, Tag und Nacht, mit dem Auf- und Untergang der Sonne stehen. Sache des weitern Begründens und Begreifens ist dann die weitere Aufhellung dieses ursachlichen Zusammenhangs und was damit in Beziehung und Verbindung steht, eine Thätigkeit, welche um so weiter geht, je größer das Wissen und die Befähigung dessen, der sie anstellt.

Der erste Begriff der Vernunft ist der Begriff des Grundes. Vermöge der Vernunft-Thätigkeit wenden wir denselben überall da an, wo der Verstand den Begriff des Seins anwendet, indem es uns gänzlich unmöglich ist, ein Seiendes zu denken, das keinen Grund seines Seins hätte.

Zur nähern Bestimmung des Grundes bildet und wendet dann die Vernunft die Begriffe der Wirkung, der Ursache, der Kraft, des Endlichen, des Unendlichen u. s. w. an, und so steigt der Mensch von Ursache zu Ursache so lange fort, bis er die letzte ihm denkbar mögliche oder diejenige erreicht hat, welche seinem Bedürfnisse nach vollendetem Begreifen ein Ziel setzt, und womit dann das Denken über das bestimmte, dem Ausgange des Denkens zu Grunde liegende Objekt seinen Abschluß erreicht.

§. 42.

Die Vernunft- wie die Verstandes-Thätigkeit haben also das mit einander gemein, daß sie in der Bildung und Anwendung der Begriffe, also in derjenigen Thätigkeit bestehen, welche die Sprache mit dem Namen Denken bezeichnet. Mit der Befähigung, denken zu können, war die andere, sprechen zu können, unmittelbar verbunden, indem der mit dem Denken gegebene Drang nach Mittheilung die Begriffe und ihre Beziehungen an Lautzeichen knüpfen und so das sprechen wirklich machte. Einmal in Gang gesetzt, fördern sich beide Thätigkeiten in dem Verhältnisse, daß es schwer anzugeben sein möchte, ob der Mensch mehr durch denken das Sprechen, als durch sprechen das Denken fördert und ausbildet. So viel aber steht fest, daß es da, wo kein Denken, auch kein Sprechen, und wo kein Sprechen auch kein Denken gibt noch geben kann. Diese Regel steht in ihrer ganzen Allgemeinheit so wahr da, daß selbst dort, wo die beziehlichen Organe den zum Sprechen erforderlichen Beitrag in der Hervorbringung der Laute versagen, oder sonst ein Hinderniß die Lautsprache erschwert oder unmöglich macht, sich der Drang nach Kundmachung des Gedachten auf anderm Wege Bahn bricht und sich eine Sprache bildet in Zeichen,

wie sie den körperlichen Befähigungen des betreffenden Individuums am entsprechendsten zur Hand sind.

§. 43.

An diesem von der Vernunft erkannten innern Zusammenhange zwischen Sprechen und Denken nun haben wir den sichersten Grund zu der Annahme, daß dem Thiere die Denkbefähigung — Verstand und Vernunft — gänzlich fehlt. Denn hätte es dieselbe auch nur in einem bei weitem untergeordneten Grade, als sie dem Menschen zukommt — und bei ihm findet ja auch eine gar bedeutende Gradverschiedenheit Statt — so müßte sich auch die Sprache und selbst die Lautsprache bei ihm einstellen, da ihm die Organe dazu keineswegs abgehen, und es müßten namentlich die im Umgange mit dem Menschen lebenden Thiere auch dessen Sprache lernen, müßten sie aus derselben Ursache lernen, aus welcher auch der Mensch vom Menschen die Sprache lernt. Hier also noch an einen bloßen quantitativen Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere festhalten und nicht eine qualitative Verschiedenheit einräumen wollen, hieße alle Verschiedenheit zwischen Quantität und Qualität verkennen und aufheben. So lange diese Verschiedenheit nicht verkannt und die geistige Wesenheit des Menschen richtig aufgefaßt wird, wird man es eingestehen müssen, daß der Mensch von Seiten seiner Intelligenz nur beim Ausgangspunkte, bei dem sinnlichen Anschauungs-Vermögen mit dem Thiere auf qualitativ gleichem Boden steht, daß sich aber von da ab die Intelligenz des Menschen in einer wesentlich andern Richtung fortbewegt und bis zu einer Höhe emporsteigt, zu welcher das Thier auch nicht die unterste Stufe zu ersteigen vermag, nicht weil seiner Kraft die erforderliche Entwickelung und Erstarkung fehlte, sondern weil eben die Kraft selbst fehlt, welche einer Erstarkung und Entwickelung nach dieser Seite hin fähig wäre.

§. 44.

Eine zweite Seite, nach welcher hin der Mensch wieder mit dem Thiere den gleichen Boden betritt, ist die des Gefühls. Aber auch hier steht das Thier und bleibt stehen auf der untersten Stufe, der Stufe der sinnlichen Gefühle, während der Mensch sich über diese Stufe hinaus durch die intellektuellen, ästhetischen, sympathetischen (Mitleid und Mitfreude) Gefühle bis zu den moralischen und religiösen Gefühlen hinauf erhebt. Ihm hier zu folgen ist das Thier wieder gänzlich unfähig, und wie sollten ihm auch solche Gefühle werden können, da dieselben auf einer Erfassung und Erkenntniß der Objekte beruhen, welche nur mittelst des höhern Erkenntniß-Vermögens, das dem Thiere gänzlich fehlt, erworben werden kann. Daher wenn es in einzelnen Erfahrungsfällen so scheinen will, als sei das Thier eines edlern Gefühles fähig, so ist der Grund doch nur in seiner Sinnlichkeit zu suchen und zu finden. Und um ihn dort zu erkennen, dient als Schlüssel die psychologische Thatsache, daß die gehabten angenehmen wie unangenehmen sinnlichen Gefühle wiedergeweckt (nicht bloß wieder erneuert) werden bei und mit der Wiedererneuerung der Vorstellung, die mit dem beziehlichen Gefühle bei seiner ersten Entstehung in engerer Beziehung stand. Habe ich den Hund gefüttert, gestreichelt, gegen feindliche Angriffe in Schutz genommen, u. s. w., so schließt er sich, wie es scheint, in Dankbarkeit an mich an, aber in Wahrheit ist er von nichts weiter als dem Gefühle der Dankbarkeit entfernt, und was wir dafür zu halten geneigt sein könnten, ist weiter nichts als das durch meinen Anblick wiedergeweckte angenehme sinnliche Gefühl, was ihm mein Verhalten gegen ihn verursachte.

§. 45.

Wie auf dem Gebiete der Gefühle, so theilt auch das

Thier auf dem Gebiete des Begehrens und Handelns nur die allerunterste Stufe mit dem Menschen. Denn alles Begehren beruht auf einem Gefühl und ist durch ein solches hervorgerufen, und da das Thier nur der sinnlichen Gefühle fähig ist, so ist es also auch nur dem durch diese Gefühle bedingten Begehren, also dem sinnlichen Begehren unterstellt. Mit dem Abgang jedes andern als des sinnlichen Begehrens fällt also auch alles und jegliches Handeln weg, das seine Quelle in einem andern als sinnlichen Gefühle hätte. Und weil dem Thiere alle und jede Denkthätigkeit abgeht, so entbehrt es auch der Erkenntniß des Zweckes, dem seine Handlungen dienen, wie der Mittel, durch welche seinen Begierden Befriedigung werden kann. Sein Handeln ist also ein im eigentlichen Sinne sogenanntes instinktmäßiges Handeln, d. h. ein solches Handeln, das mit phisischer Nothwendigkeit aus der Begierde folgt und weder begleitet ist von der Erkenntniß des Zweckes, dem es dient, noch der Mittel, durch welche die Begierde im Handeln verwirklicht wird. Wo die Handlung des Thieres eine andere Stufe einnimmt, da ist es niemals eine höhere, sondern die nächstniedrigere Stufe, diejenige nämlich, wo die Handlung die unmittelbare und phisisch nothwendige Folge des phisischen Reizes ist. Wo dieselben eine höhere Stufe einzunehmen scheinen, als bedingt ist durch den phisischen Reiz und das Gefühl, welches die Dinge und die sinnlichen oder wiedererneuerten Vorstellungen in ihnen hervorrufen, da ist, wie in Betreff der höheren Gefühle bemerkt, das Höhere von uns hinzugedacht und hineingetragen.

§. 46.

Daß geistige Leben der Thiere bestimmt und begränzt sich also durch folgende Punkte:

Das Thier ist den phisischen Reizen, angenehmen wie unangenehmen unterworfen;

es empfängt sinnliche Vorstellungen von den Objekten und ist befähigt, diese Vorstellungen wieder zu erneuern;

die Dinge wie ihre Vorstellungen rufen angenehme und unangenehme Gefühle in ihm hervor, und zwar entweder unmittelbar oder aber mittelbar dadurch, daß sie andere Vorstellungen wiedererneuern, mit welchen zur Zeit angenehme oder unangenehme Gefühle verbunden waren, welche diese Gefühle selbst wiedererwecken.

Dieses sind die verschiedenen Seiten des geistigen Lebens bei den höchstorganisirten Thieren, bei den weniger hoch organisirten schrumpft dieses Gebiet nach Verhältniß ein und beschränkt sich bei den untersten Thierclassen auf die pure Empfänglichkeit für phisische Reize.

Wer der entsprechenden psychologischen Kenntnisse entbehrt und nun aus den Handlungen der Thiere auf ihre geistigen Befähigungen zu schließen sucht, dem erscheint es allerdings in vielen Fällen, als sei eine höhere psychische Begabung und wohl gar eine solche vorhanden, welche der beim Menschen vorfindlichen nur wenig nachstehe. Darum wird es entsprechend sein, an einigen Handlungen der Thiere nachzuweisen, wie sie ganz wohl in den vorgelegten wenigen und niedrigen Begabungen der Thierseele ihre Begründung finden und keineswegs einen Grund enthalten, welcher zur Unterstellung höherer Functionen nöthigte.

§. 47.

Die Katze wartet in der Küche den Zeitpunkt ab, bis sie allein ist, erhascht dann den Leckerbissen, eilt damit aus der Küche an einsamen Ort und verzehrt hier erst ihre Beute in aller Gemächlichkeit. In solchem Falle und wenn wir ihn nach Analogie mit den menschlichen Handlungen beurtheilen, erscheint es wohl, als habe die Katze im Bewußtsein dessen, was sie wollte, also im Bewußtsein des Zweckes

ihrer Handlung die Mittel gewählt und ihr Verhalten bestimmt, obgleich bei ihr weder von der Erkenntniß des Zweckes noch von Ueberlegung bei der Erstrebung desselben Rede sein kann. Sie sah oder roch den Leckerbissen, erhielt die sinnliche Vorstellung von demselben, und diese erregte in ihr ein angenehmes Gefühl, welches seinerseits eine um so stärkere sinnliche Begierde erzeugte, je stärker das Gefühl selbst war. Weil sie aber ehemals in dem Streben, diese Begierde in Gegenwart von Menschen zu befriedigen, übel angelaufen war, so bringt die wiedervorhandene Begierde und die Vorstellung der anwesenden Personen auch den ehemaligen schlechten Hergang ihres Geschäftes in Erinnerung und weckt die damals empfundenen unangenehmen Eindrücke. Zwischen diesen sich widerstreitenden Empfindungen: der durch den Anblick des Leckerbissens verursachten angenehmen, und der wiedererweckten unangenehmen, sitzt sie nun gefesselt da bis die eine oder die andere die Ueberhand gewinnt, im gegenwärtigen Falle bis zur Entfernung der anwesenden Personen. Mit dieser Entfernung schwindet oder schwächt sich auch die Vorstellung der früher empfangenen Züchtigung, und hiermit ist die Fessel gelöset, die ihr bis dahin angelegt war; sie folgt nun nothwendig der sie treibenden und in ihrer Handlung sie bestimmenden Begierde und fällt über die Beute her. Daß sie aber aus der Küche eilt und der Gegenwart der Menschen zu entgehen sucht, hat seinen Grund wieder darin, daß der Anblick der Küche und der Menschen sie an die Züchtigung erinnert, welche ihr im Falle der Erwischung über ihrem Raube zugemessen würde, und die so wiedergeweckte unangenehme Empfindung macht sie die solche hervorrufende Vorstellung meiden, treibt sie von dem Objekte der Vorstellung weg, indem nur so die Meidung möglich ist. Und so beruht also das ganze vermeintlich überlegte und kluge Handeln unserer Katze auf Begehren und Verabscheuen, wie beides den durch

die sinnlichen Vorstellungen (unmittelbaren oder wiedererneuerten) hervorgerufenen unmittelbaren oder wiedergeweckten Gefühlen mit phisischer Nothwendigkeit folgt.

In Napoleons Heer vor Wien traf einen Trompeter die tödliche Kugel. Sein treuer Schimmel blieb bei der Leiche stehen und gestattete nicht, daß man dieselbe von der Stelle entferne. Als er bis zum folgenden Tage ohne Speise und Trank ausgeharrt hatte, beroch er die Leiche, wandte sie mit dem Fuße um, fing dann an heftig zu wiehern und lief heulend davon, stürzte sich in die Donau und ersäufte sich. Hier haben wir doch einen Schimmel mit Verstand und Gefühl, wie wir beides beim Menschen finden? Es sieht fast so aus, namentlich wenn, wie hier geschehen, die Analogie mit dem Menschen schon in die Darstellung der Handlung getragen ist. Das angenehme Gefühl, welches der Schimmel im Umgange mit seinem Herrn hatte, machte ihn auch nach dessen Tode bei ihm ausharren, und gewohnt, von seinem Herrn das Futter gereicht zu erhalten, verschmähte er dasselbe, wo es ihm nicht von derselben freundlichen Hand gereicht wurde. Wie aber Hunger und Durst und das unangenehme Gefühl, daß sein Herr sich nicht wie sonst mit ihm beschäftigte, immer höher stieg, wuchs seine Ungeduld und die Begierde, seinen Herrn sich regen zu sehen und hatte seine Liebkosungen mit Maul und Hufe zur Folge. Als aber der Trompeter darüber regungslos blieb und nicht sein sonstiges Verhalten bei erzeigten Liebkosungen eintrat, steigerte dieser Kontrast das Unbehagen des Schimmels, und wahrscheinlich auch, daß der Verwesungsgeruch nicht wenig beitrug, dasselbe bis zur Unleidlichkeit zu steigern. Sobald aber dieser Augenblick eingetreten war, erfolgte das innere Entgegensträuben, was sich äußerlich durch Wiehern kund gab, und um das Schmerzgefühl von sich abzuwenden, wandte der Schimmel sich von der Stelle ab, wo der für ihn schmerzliche Anblick

war. Nunmehr aber sah er in der Einbildung hinter sich seinen Herrn, die Vorstellung, woran sich sein Schmerz knüpfte. Diesem zu entgehen floh er jene, floh immer heftiger, weil das Schreckbild, die Vorstellung seines regungslosen Herrn, immer hinter ihm drein war. Die Donau, nach welcher sein Lauf zufällig gerichtet war, konnte seiner Flucht kein Hinderniß bieten, weil er nicht zum Erstenmale das nasse und bodenlose Element betrat, aber die Angst vor dem immer hinter ihm drein fahrenden schmerzhaften Anblick trieb ihn in der Flucht zur äußersten Kraft-Anstrengung an, daher die Ermattung seiner Kraft, bevor er das Ufer erreichte, und sein Untergang in den Fluthen. So löset sich die scheinbar schwierige Aufgabe einfach durch Anwendung der wenigen Mittel, welche wir als dem Thiere zur Disposition stehend erkannt haben. Die allenfallsige Schwierigkeit hierbei liegt in der Vermeidung solcher Ausdrücke, welche erst in die Handlung hineintragen, was sie der menschlichen Handlung gleich setzt, eine Schwierigkeit, die nicht immer leicht und ohne schwerfällige Erläuterungen und Andeutungen zu vermeiden ist, indem die sprachlichen Ausdrücke ursprünglich den menschlichen Handlungen entnommen und diesen entsprechend gebildet sind. Wir bitten daher den Leser für solche Fälle, wo die Ungenauigkeit des Ausdrucks die Sache nicht in ihrem rechten Lichte erscheinen läßt, um gefällige Rücksichtnahme. Denn wollten wir allenthalben auf die Genauigkeit im Ausdrucke halten, so würde die Darstellung gar zu weitläufig werden. Gehen wir zu andern Beispielen.

Der Elephant gilt allgemein für ein kluges und verständiges Thier, und als Beleg für diese seine hervorragenden Eigenschaften führt man mehrere Beispiele aus seinem Leben an, von denen wir ein paar, wie sie uns die Erinnerung gerade zur Hand gibt, hersetzen, ohne darum ihre Wahrheit verbürgen zu wollen.

Wird der Elephant dazu gebraucht, Balken und Baumstämme zu transportiren, so bindet man um die Holzlast einen Strick, läßt den Elephanten denselben mit dem Maule fassen und die Last über den Boden schleifen. Stemmt sich auf diesem Wege die Last gegen einen hervorragenden Gegenstand, welcher der Zugkraft des Elephanten nicht weichen will, so tritt er hinzu, hebt oder schiebt die Last von dem Hinderniß weg und zieht sie dann wieder am Stricke weiter. Besäße der Elephant keinen Verstand, wie wüßte er sich denn in solchem Falle so verständig an dem Hinderniß vorbei zu arbeiten? Der Elephant hat schon gesehen, wie in gleichem Falle die menschliche Hand hinzutrat und das Hinderniß beseitigte. Hiervon ist ihm die Vorstellung geblieben, oder wenn man es so ausdrücken will: das hat er sich gemerkt, und daß nun im Wiederholungsfalle das unangenehme Gefühl, welches das Hinderniß verursacht, ihn antreibt, den in der Erinnerung auflebenden Vorgang zur Beseitigung des Hindernisses selbst vorzunehmen, das ist sein ganzer Verstand, der sich nichts weniger als auf das Bewußtsein erstreckt, daß er die Beseitigung des Hindernisses bezweckt, wie daß das Beiseitschieben der Last dazu das Mittel ist. Vorstellung, unangenehmes Gefühl, Trieb zur Beseitigung desselben, das ist es, was ihn die entsprechende Handlung finden läßt, nicht aber eine Denkthätigkeit, die ihn den Zweck erkennen und die zu dessen Erstrebung und Verwirklichung anzuwendenden Mittel finden läßt.

Ein Schneider hatte einem Elephanten, der auf seinem Wege zur Tränke an der Werkstätte des Schneiders vorbeikam, wiederholt einen Apfel dargereicht, den er mit vorgestrecktem Rüssel in Empfang nahm. Eines Tages, wo der Elephant wieder nach bereits angenommener Gewohnheit vor der Werkstätte stehen bleibt und seinen Rüssel vorstreckt um die gewünschte Gabe in Empfang zu nehmen, gibt ihm der

Schneider statt des Apfels einen Nadelstich. Rasch zieht er den Rüssel zurück und eilt zur Tränke. Auf dem Rückwege aber bleibt er wieder vor der Werkstätte stehen, hebt seinen Rüssel und begießt unsern Schneider über und über mit Wasser. Hier sieht es nun freilich so aus, als habe der Elephant mit Verstand überlegte Rache geübt, allein genauer besehen erklärt sich sein Verhalten einfach in folgender Weise. Der Elephant ist von der Natur dahin angewiesen, sich der belästigenden Insekten durch Uebergießen mit Wasser zu entledigen. Die gegenwärtige gleiche Belästigung erweckt den gleichen Naturtrieb und treibt ihn zur Anwendung des gleichen Mittels, ohne daß er sich darum des Mittels, das er anwendet, und des Zweckes, den er erzielt, bewußt wäre.

§. 48.

Man läßt sich durch den Umstand, daß der Elephant und das Thier überhaupt in seinen Handlungen so vollkommen zweckgemäß verfährt, leicht zu der Ansicht verleiten, die befolgte Zweckgemäßheit sei eine bewußte und voraus bedachte und überlegte. Allein, zweckgemäß handeln, und mit Ueberlegung und Bewußtsein zweckgemäß handeln, das sind zwei wesentlich verschiedene Dinge, wie wir das bei uns selbst bestätigt finden. Denn auch der Mensch handelt nicht in allen Fällen mit Bewußtsein und Ueberlegung, sondern in vielen Fällen ist auch sein Handeln ein vollkommen blindes und instinktmäßiges, also ein solches, welches, obgleich vollkommen zweckentsprechend, doch nicht begleitet ist von der Erkenntniß der Zweckmäßigkeit. Z. B. wenn unerwartet ein wüthender Kerl mit drohender Geberde vor mir steht, so springe ich bei Seite oder renne den Kerl über den Haufen, je nachdem mich gerade in dem Augenblicke die Natur, der innere Trieb zu dem einen oder andern treibt, denn in dem Augenblicke, wo ich die Handlung setze, bin ich mir derselben

gar nicht bewußt, sondern das Bewußtsein kommt erst hintennach, wenn die Handlung vorüber ist. So in vielen andern Fällen: Wenn ein Gegenstand mir gegen die Augen geflogen kommt, so schließe ich dieselben instinktmäßig zu; wenn es über mir kracht als falle ein schwerer Gegenstand herunter, so erfolgt das Niederducken oder Seitwärtsspringen unwillkürlich und ehe ich noch zu dem Bewußtsein komme, daß das ein Mittel ist, mich vor der Gefahr zu retten; wenn ich mit dem Fuße ausgleite, so fahre ich mit den Armen aus, das Gleichgewicht zu halten, und greife um mich, einen Gegenstand zu fassen, woran ich mich halten könne, u. s. w. In solchen Fällen nun kann unser Handeln immerhin sehr zweckgemäß sein, aber die Erkenntniß der Zweckgemäßheit fehlt ganz und gar in dem Augenblicke, wo wir die Handlung setzen, und in Hinsicht solcher Handlungen unterscheidet sich der Mensch nur vom Thiere, daß er wenigstens hintennach die Zweckmäßigkeit beurtheilen kann, während der Handlung selbst aber wird der Mensch wie das Thier von dem in ihn gepflanzten blinden Naturtriebe, von dem Instinkte zum Handeln geführt und in demselben geleitet. Die Beschränkung solcher instinktmäßiger Handlungen beim Menschen auf verhältnißmäßig wenige Fälle, und das Hinzutreten des höheren Vermögens, des Verstandes und der Vernunft, als Leiter und Führer auf dem Gebiete des Handelns bedingt es, daß der blinde Naturtrieb bei ihm sich nicht in der Innigkeit und Mächtigkeit äußert, wie das bei dem Thiere der Fall ist, bei welchem der ganze Lebenszweck einzig und allein auf diesen Trieb gebaut ist. Und eben hier liegt für uns die Täuschung nahe und die Ueberschätzung der geistigen Kraft der Thiere, indem wir da, wo der blinde Naturtrieb, der Instinkt, bei ihm in größerer Mächtigkeit und Innigkeit hervortritt, leicht geneigt sind, bei ihm die gleiche geistige Kraft zu unterstellen, welche bei ähnlichen Handlungen in uns selbst die Triebfeder und Führerin ist.

§. 49.

Wenn aber auch der Mensch sich des geistigen Auges, des Verstandes und der Vernunft, als Leiter seiner Handlungen zu erfreuen hat, so gibt es doch auch für ihn eine Zeit, wo er dieses Führers gänzlich ermangelt und eben so ganz und ausschließlich auf das blinde, das instinktmäßige Handeln angewiesen ist, wie das Thier. Es ist dieses die Zeit der ersten Kindheit, wo seine Denkthätigkeit noch nicht so weit erstarkt ist, daß sie ihn befähigte, den Zweck seines Handelns zu erkennen und nach dieser Erkenntniß die entsprechenden Mittel ausfindig zu machen und zu handhaben. In dieser Zeit ist sein Handeln einzig und allein bestimmt und geleitet durch die angenehmen und unangenehmen Eindrücke und Gefühle, welche die Objekte auf ihn machen und in ihm hervorrufen, und durch das dem jedesmaligen Eindrucke oder Gefühle folgende Begehren oder Verabscheuen. So z. B. erzeugt die einförmige Ruhe beim Wickelkinde ein unangenehmes Gefühl, welches das Streben nach Bewegung zur unmittelbaren und nothwendigen Folge hat. Getrieben von diesem Streben müht sich nun das Kind, seine Gliedmaßen in Bewegung zu setzen, ohne sich dabei weder des Zweckes, den es zu erstreben sucht, noch der Mittel, die es zur Erzielung desselben anwendet, bewußt zu sein. Die Verhinderung der freien Bewegung durch die fesselnden Windeln erhöht das vorhandene unangenehme Gefühl und die sich darauf beziehende Begierde, und das Schreien, Stämmen und Drücken gegen die Windeln sind die natürlichen und nothwendigen Folgen und die instinktmäßigen Versuche zur Abwendung des unangenehmen Gefühls. Selbst wo die Handlungen des Kindes im frühesten Alter und vor der entsprechenden Erstarkung des Denk-Vermögens nicht so einfach und die unmittelbaren Folgen aus den vorhandenen sinnlichen Eindrücken sind, wie in dem eben angezogenen Falle, da erklären sie

sich doch, wie auch beim Thiere, aus der Wiedererneuerung der Vorstellungen und der damit verbundenen Weckung früherer Gefühle und Begierden. Hat z. B. das Kind ein Angenehmes oder Unangenehmes erfahren, so verbindet sich die Vorstellung von dem erfahrenen Angenehmen oder Unangenehmen nothwendig unmittelbar mit der Vorstellung von dem Gegenstande, von welchem das Angenehme oder Unangenehme ihm wurde, mittelbar aber auch mit allen den mit dieser Vorstellung verbundenen Vorstellungen. Wird nun die eine oder andere der miteinander verbundenen Vorstellungen wiedererneuert, sei es nun durch die sinnliche Anschauung oder durch die Einbildungskraft, so wird das empfundene Angenehme oder Unangenehme nothwendig wieder geweckt und mit ihm das Begehren oder Verabscheuen. So sieht z. B. das Kind, daß die Windeln hervorgezogen werden, oder daß ein mit Wasser gefülltes Gefäß hingestellt wird, oder auch es sieht nur eine ihm durch Erfahrung bekannt gewordene Anstalt für das eine oder das andere, so wiedererweckt seine Einbildungskraft unwillkürlich und von selbst auch die unangenehmen Eindrücke, welche es empfand, wenn seine Glieder in die Windeln eingezwängt oder mit kaltem Wasser gewaschen wurden, und hiermit erhebt sich dann in seinem Innern dasselbe heftige Streben wider das eine oder andere, was sich dann, dem Kinde nicht anders möglich, in Schreien und widerstrebenden Bewegungen des Körpers äußerlich darstellt. Seine Handlungen sind ihm eben so abgedrungen, wie ihm Gefühl und Begehren aufgedrungen sind.

§. 50.

Bei dem blinden und instinktmäßigen Begehren und Handeln haben wir also sowohl beim Menschen wie beim Thiere zwei Fälle zu unterscheiden. In dem einen Falle erfolgt nämlich das Begehren und das durch dieses bedingte und

gegebene Handeln unmittelbar auf eine in der Wirklichkeit oder der Einbildung vorhandene Vorstellung, und in dem andern Falle ist es bedingt durch eine Reihe, eine Kette von Vorstellungen. Zu dem erstern Falle gehört, wenn z. B. beim Gedanken an eine angenehme Speise mir der Mund wässert, Zunge und Geschmacks-Organe in Bewegung kommen, als läge mir die Speise schon wirklich auf der Zunge; wenn ich nach dem unversehens gegen mich geführten Stocke greife, mich des Schlages zu erwehren; wenn beim Anblicke des Feindes mir die Gliedmaßen jucken, als müßte ich den Kerl beim Kragen fassen; wenn bei dem Anblick oder der Erwähnung eines mir ekelhaften Gegenstandes Neigung zum Erbrechen eintritt; wenn der Hund, sobald ich den Stock hebe oder mich nach dem Steine bücke, heulend davon läuft; wenn das Pferd beim bloßen Knallen mit der Peitsche stärker zieht; wenn der bissige Hund reißaus nimmt, wenn ich mit dem Hute im Munde auf allen Vieren gegen ihn anlaufe; wenn der Hund, das Pferd beim Anblick seines Herrn in freudige Aufregung und Bewegung geräth; wenn die wilden Thiere beim Anblick des Menschen reißaus nehmen; u. s. w. Der andere Fall tritt beim Thiere wie beim Menschen ebenfalls oft genug ein. So z. B. wenn der Hund auf weiten Wegen den Leckerbissen aufsucht. Hier verbinden sich mit der Vorstellung des Leckerbissens durch die Wiedererneuerung mehrere andere Vorstellungen, wie z. B. die Vorstellung von dem Wege, auf welchem er früher den Leckerbissen gefunden, von dem Orte, wo er gelegen u. s. w., und das durch die Wieder-Vorstellung vom Leckerbissen hervorgerufene Begehren verbreitet sich nun auch auf die Reihe der übrigen Vorstellungen und macht es so begreiflich, wie die Thiere und das Kind ein ihren Zwecken vollkommen entsprechendes Handeln hervorbringen können ohne alles Nachdenken und Bewußtsein von Zweck und Mittel, wie sehr es auch den Anschein davon

haben mag. So z. B. beim Kinde, wenn ihm der Milchlöffel zu Gesicht kommt; es wird dadurch mit der Vorstellung von dem angenehmen Genuß zugleich auch eine Reihe anderer Vorstellungen geweckt, wie vom Oeffnen des Mundes, dem Ausstrecken der Hände, dem Ergreifen des Löffels, dem Hinführen desselben zum Munde, u. s. w.; zugleich ist das Streben in ihm geweckt, alle diese Handlungen zu vollziehen, und es vollbringt sie daher wirklich ohne alles Bewußtsein ihrer Zweckmäßigkeit und des Zweckes, wie sehr auch der Schein eines solchen Bewußtseins vorhanden sein mag.

§. 51.

Besäße der Mensch nicht das Denk-Vermögen, so würde er, wie wir an dem total Blödsinnigen das Beispiel haben, in Betreff seiner Handlungen stets auf der Stufe seiner ersten Kindheit, also auf gleicher Stufe mit dem Thiere stehen bleiben. Mittelst der Denk-Thätigkeit aber ist er nicht bloß in Stand gesetzt, den Einzelzweck der jedesmaligen Begierde zu erkennen und die zur Erziehlung desselben entsprechenden Mittel ausfindig zu machen, sondern er vermag auch den Gesammtzweck, wie ihn seine sinnliche Natur verlangt und in der irdischen Glückseligkeit findet, als Maßstab hinzustellen, um nach ihm die Einzelzwecke zu ermessen und in derjenigen Auswahl zu erstreben, wie sie ihren größern Beitrag je nach den Verhältnissen und Umständen darbieten. Durch diese Befähigung, mit Bewußtsein seine Handlungen zu regeln, und Sinn und Verstand hinein zu bringen, erhebt sich der Mensch wieder nicht bloß quantitativ, sondern wesentlich qualitativ über das Thier, indem dieses wegen gänzlichem Mangel aller Denkkraft blindlings seine Handlungen setzet und sie so vollführt, wie der jeweilige Trieb seiner Natur es fortbewegt. Doch aber steht der Mensch auch hier noch in soweit mit dem Thiere auf gleichem Boden, als er, ob

auch selbstthätig, so doch nicht freithätig seine Handlungen setzet und vollzieht, sondern getrieben und geleitet wird von den Reizen seiner sinnlichen Natur, der Sinnlichkeit. Diese reizt und zieht ihn zur Vollbringung der Handlung, und wenn sie ihm auch gestattet und es gerne sieht, daß er seine Denk-Thätigkeit zur Wahl der entsprechenden Mittel und Wege verwendet, so läßt sie ihm doch so wenig Freiheit in der Handlung selbst, daß er sich nur darf gehen, die Sinnlichkeit nur mit sich darf machen lassen, ihren Reizen nur kein Hinderniß darf entgegensetzen, und die Handlung ergibt sich von selbst. Von dieser Seite, von Seiten der Macht, welche zur sinnlichen Handlung fortbewegt, ist also der Mensch wie das Thier Sclave seiner sinnlichen Natur und ganz und gar auf die Befolgung egoistischer Zwecke beschränkt. Aber er ist nicht wie das Thier auf diese seine sinnliche Natur allein angewiesen, sondern erfreut sich einer höhern Natur, vermöge welcher er befähigt ist, sich über den Boden des Egoismus zu erheben, indem er sich über denselben hinausliegende, höhere Zwecke setzt und die Macht hat, dieselben zu befolgen mit Hintansetzung der Sinnlichkeitszwecke.

§. 52.

Diese höhere Natur, die Vernünftigkeit, gibt dem Menschen eine dreifache Befähigung, von welcher wir beim Thiere nicht die Spur vorfinden. Erstens befähigt sie ihn, gibt ihm die Macht, den Sinnlichkeitszweck unbefolgt lassen zu können. Das Thier ist mit solch zwingenden Banden an seine sinnlichen Begierden geknüpft, daß es gar nicht anders kann, als nach der Befriedigung derselben streben. Wo die Katze das Stück Fleisch sieht und sich die Begierde danach in ihr regt, da kann sie nicht anders, als nach der Habhaftwerdung desselben zu streben, und wo sie dieses Streben auf einen Augenblick im Zaume hält, da ist dieses Halten nicht

ein freies, von ihr selbst gesetztes, sondern ein ihr angethanes, angethan durch eine gleichzeitig vorhandene andere Empfindung, — etwa die in Folge der Erinnerung an frühere Vorgänge erweckte Furcht vor Schlägen — welche zur Zeit mächtiger ist als diejenige, welche die Begierde erzeugt und so dieser das entsprechende Gegengewicht hält. Anders dagegen der Mensch. Er vermag der Sinnlichkeit Einhalt zu gebieten durch sein bloßes, dem Thiere nicht zu Befehl stehendes Wollen. Meine Lieblingsspeise wird auf den Tisch gebracht; ihr bloßer Anblick, ja schon der Gedanke daran regt meine Eßlust und treibt ein starkes Verlangen nach ihrem Genusse auf. Aber ich bin frei, ich will nicht, und nicht bloß die Speise bleibt unberührt, sondern auch die Begierde danach schwindet, schwindet in demselben Maße, als mein Wollen kräftig, ernstlich gemeint war, wogegen, wenn ich bloß Thier, d. h. an meine sinnliche Natur gebunden war wie das Thier, das Drüberherfallen die nothwendige und unabwendbare Folge des erregten Triebes und der erwachten Begierde war.

Ferner ist der Mensch auf den Grund seiner vernünftigen Natur befähigt, sich Zwecke zu setzen, welche von den Sinnlichkeitszwecken ganz und gar verschieden sind und mit denselben gar nichts gemeinschaftliches haben. Diese, die Sinnlichkeitszwecke, sind entweder die augenblickliche sinnliche Lust selbst, oder haben doch diese und nur diese zu ihrem Zielpunkte, kommen also, wenn auch nicht gerade immer direkt und auf dem geradesten Wege, so doch indirekt und auf dem kleinern oder größern Umwege darauf hinaus. So z. B. vermag auch der Mensch auf Grund seiner sinnlichen Natur einem andern Menschen wohl zu thun, aber er spendet dann doch die beziehliche Wohlthat nur in der Absicht und zu dem Ende, auch von dem Andern eine Wohlthat entgegen zu erhalten, oder sonst für sich ein größeres Angenehmes zu erzielen für

das etwa gebrachte Opfer, und so ist es also schließlich doch immer der Egoismus, auf welchen es direkt oder indirekt abgezielt ist. Anders dagegen die vernünftige Natur. Sie schwingt sich über den Egoismus hinaus und setzt solche Zwecke, welche mit dieser Seite des Menschen nichts mehr gemein haben und hergenommen sind aus der Erkenntniß der höheren Natur in mir und in Andern, und diese höhere Natur, die Menschenwürde in mir und in Andern, so wie das Verhältniß dieser Menschenwürde zu der göttlichen Würde, zu Gott zum Gegenstande haben. Und bei diesen ihren Zwecken und weil dieselben nicht mehr das angenehme oder unangenehme Gefühl, also nicht mehr die sinnliche Lust oder Unlust zum Gegenstande haben, zieht und reizt sie uns nicht, wie das die Sinnlichkeit thut, zur Verwirklichung derselben, sondern indem sie mich einfach auffordert, du sollst das thun, mir also den Befehl ertheilt zur Verwirklichung ihrer Zwecke, überläßt sie mir — und das ist der dritte der angesagten Unterschiede zwischen der Vernünftigkeit und der Sinnlichkeit — gänzlich selbst die Realisirung, und nicht bloß daß sie nicht, wie die Sinnlichkeit, mir keinerlei Zwang anthut und mir durch Reizen und Ziehen das Wollen ihrer Zwecke angenehm und leicht macht, bedarf es auch meinerseits einer Kraft-Anstrengung, dieses Wollen zu setzen, d. h. ihre Zwecke zu wollen und so ernstlich zu wollen, daß ihre Verwirklichung geborgen ist gegen die Versuche, welche die Sinnlichkeit macht, mich davon abzuziehen, und trotz der Hindernisse, welche sie der Verwirklichung der Vernunftzwecke entgegenstellt. Diese, die Vernunftzwecke allein erstrebt also der Mensch durch Anwendung seiner eigenen Kraft, erstrebt sie freithätig, wogegen er die Sinnlichkeitszwecke nichts weniger als freithätig erstrebt; die Erstrebung dieser wird ihm in Folge der ziehenden und reizenden Gewalt der Sinnlichkeit angethan, wogegen er die Vernunftzwecke ganz durch eigene freie Kraft-Anstrengung

erstrebt und daher hier, in Rücksicht der Realisirung der Vernunftzwecke nur von eigentlicher und voller Freiheit Rede sein kann; in Rücksicht der Sinnlichkeitszwecke dagegen findet nur noch ein Stück, so eine Art Freiheit Statt, die Freiheit nämlich, sie nicht zu wollen und so ihre Realisirung zu verhindern. Es ist also auf dem Gebiete der Sinnlichkeit nur mehr eine Freiheit vor dem Wollen vorhanden, so zwar, daß ich den Sinnlichkeitszweck auch nichtwollen kann; habe ich aber einmal das Wollen gesetzt, oder bestimmter gesagt: habe ich das Nichtwollen unterlassen, so bedarf es meinerseits gar keiner Kraft-Anstrengung mehr, sondern ich darf die Sinnlichkeit nur gewähren, nur mit mir machen lassen, und sie führt und bringt mich von selbst dahin, wohin sie mich haben will. Ganz anders dagegen in Hinsicht des Vernunftzweckes. Hier bin ich nicht bloß vor dem Wollen frei, sondern auch im Wollen dadurch, daß ich das Wollen durch eigene Kraft-Anstrengung setzen muß und mir hier das Wollen keineswegs wie bei den Sinnlichkeitszwecken angethan ist. Zu solchem Aufnöthigen ihres Zweckes hat die Vernunft keinerlei Gewalt, sondern sie fordert mich einfach auf, dieses, jenes zu thun, und wo ich es nicht thue, ihrer Aufforderung nicht nachkomme, sondern über den Lockungen und Reizen der Sinnlichkeit ihre Gebote hintansetze, da straft sie mich mit dem Bewußtsein, daß ich niedrig, schlecht gehandelt habe, gehandelt habe, wie es der in mir waltenden höhern Würde nicht entsprechend ist, straft mich durch das Bewußtsein der Selbstverachtung. Es ist also eine bloß moralische Macht, welche die vernünftige Natur auf mich ausübt, wogegen die sinnliche Natur sich phisischer Reize und Antriebe bedient, um mich ihr botmäßig zu machen, und wie daher der Mensch, wenn er die vernünftige Natur zu seiner Führerin wählt, als freier Mann da steht, so sinkt er zum Sclaven herab, wenn er sich der Sinnlichkeit ergibt. Dieses ist das Thier

durch und durch, es vermag nicht die Banden der Sinnlichkeit abzuschütteln und dem Menschen zu folgen auf der Bahn freigewählter und übernommener Zwecke, vermag nicht auch nur die unterste Sprosse der Vernunftleiter zu ersteigen, und vermag es darum nicht, weil ihm von der zu solchem Schritte erforderlichen Begabung auch nicht die Spur verliehen ist, weil es nicht etwa bloß quantitativ, sondern im wahren und vollen Sinne des Wortes qualitativ verschieden ist von dem Menschen, der hoch, unendlich hoch und erhaben über ihm steht.

§. 53.

Zum Schlusse unseres auf psycholischem Boden geführten Beweises der qualitativen Verschiedenheit zwischen dem Menschen und dem Thiere, wird es entsprechend sein, die Gründe näher zu erwägen, welche unsere Gegner für eine bloße quantitative Verschiedenheit aufzubringen haben. Dabei wird uns übrigens der Leser gerne erlassen, allen diesen verschiedenen Gegnern das Wort zu geben, und mit uns genug haben, wenn wir einem derselben den ausschließlichen Vorzug einräumen. Als solchen wählen wir um des Namens willen, den er sich auf dem Gebiete der Wissenschaft erworben hat, Carl Vogt. Seine Schrift: „Bilder aus dem Thierleben. Frankfurt am Main. Literarische Anstalt. 1852." bietet uns die Worte, welche wir hersetzen. Seite 431 u. f. spricht er sich also aus:

„Man wird die Erziehung der Thiere durch ihre Eltern und Bekannten (anders kann man es wahrlich nicht nennen) wohl nicht läugnen wollen. Jeder Jäger weiß hundert und aber hundert Züge aus dem Leben der Thiere mit ihren Jungen zu berichten, welche diese Thatsache bestätigen; man kann täglich sehen, wie Hausthiere ihre Jungen erziehen — die einen freilich mehr als die andern, die Katze in weit höherem Grade ihr Kätzchen, als die Kuh ihr Kalb. Auch Beispiele

von Erziehung durch Verwandte und Bekannte sind nicht selten. Ich erinnere mich eines solchen, das alle Zeugen lebhaft frappirte. Wir fuhren eines Tages von Neuenburg nach Boudry, einem kleinen Neste an dem Eingange des Val de Travers, welches höchstens dadurch bekannt ist, daß Paul Marat, jene krächzende Rohrdommel der französischen Revolution, wie ihn Carlyle nennt, hier das Licht der Welt erblickte. Eines der Dörfer auf dem Weg dahin (ich erinnere mich seines Namens nicht mehr genau) liegt auf einer Anhöhe und die Chaussee führt ziemlich steil bergan, so daß die Wagen nur in langsamem Schritte gehen können. An dem Fuße dieser Steige liegt ein Landhaus. Kaum hatte unser Wägelein das Thor desselben passirt, so stürzte plötzlich ein ziemlich großer Hund mit lautem Bellen uns nach hinter dem Wagen drein, so daß das Pferd, erschreckt, schneller bergan ging. In demselben Augenblicke zottelte ein schon älterer Hund aus dem Thorwege hervor, sprang eiligst, so schnell er konnte, dem andern nach, biß ihn in den Rücken, dann in den Nacken, packte ihn am Ohre und schleppte den Widerstrebenden, der laut schrie und sich wehrte, in den Hof des Landhauses zurück. Der Besitzer des Landhauses erklärte uns die Scene, die wir mit großem Erstaunen betrachtet hatten. Der ältere Hund, welcher seit längeren Jahren auf dem Hofe war, hatte Anfangs oft Schläge erhalten wegen der üblen Gewohnheit, die er hatte, die Wagen zu verfolgen. Seit Jahren war er aber deßhalb nicht mehr bestraft worden, da er seine Gewohnheit gänzlich abgelegt hatte. Jetzt, wo er alt, schwach und an den Hinterbeinen halb gelähmt war, sollte ihm ein Nachfolger in einem jüngeren Hunde gegeben werden, dessen Erziehung der ältere Hund sich auf die angeführte Weise angelegen sein ließ. Der Besitzer erzählte uns, daß er selbst durch die Handlungsweise des älteren Hundes überrascht, demselben auch ganz die Erziehung des jüngeren überlassen

und noch nicht nöthig gehabt habe, auch nur ein einziges Mal den jüngeren zu strafen.

„Man sieht aus diesem Beispiele, daß das Thier allerdings durch Erziehung geistig gefördert wird, durch Erziehung, die von Seinesgleichen und nicht von höheren geistigen Vorbildern ausgeht. Daß diese Ausbildung auch auf Dinge Bezug hat, welche nicht von dem Menschen ausgehen, lehren andere Beispiele. Die Pferde, welche in den Savanen Süd-Amerika's verwildert sind, wissen jetzt sehr wohl sich gegen die Nachstellungen der Jaguare und anderer Raubthiere zu vertheidigen, obgleich ihre, von den Spaniern herüber gebrachten Voraltern keine Idee von einer solchen Vertheidigung hatten, die nur dann angestellt werden kann, wenn die Pferde in Gesellschaft, gemeinschaftlich, nach gemeinsamem Impuls handeln. Wo ist denn da das geistige Vorbild, nach welchem diese Art der Kriegführung gegen einzelne überlegene Raubthiere von der Pferderasse ausgedacht wurde? Hunderte von Pferden sind vielleicht von den Jaguaren zerrissen worden, ehe dieses System der Vertheidigung erfunden wurde, aber jetzt ist es da und erbt sich fort durch Tradition und Selbst-Erziehung.

„Ja, sagt man, das lehrt die Thiere der Instinkt, welcher dem Thiere vorschreibt, nach in ihm liegenden unabänderlichen Bedingungen zu handeln, weßhalb es unfrei und unzurechnungsfähig ist, während der Mensch frei und zurechnungsfähig ist.

„Eine Ansicht, die vollkommen unwahr ist und durchaus mit allen Thatsachen im Widerspruche steht. Das Thier ist ebenso frei, und wenn man will, eben so zurechnungsfähig innerhalb des Kreises seiner Intelligenz, als der Mensch innerhalb des seinigen. Warum strafen wir denn einen Hund für Dinge, die er durchaus innerhalb des Kreises seines sogenannten Instinktes begeht, und warum weiß es der Hund,

daß er allerdings zurechnungsfähig ist? Kennt man etwa die wirklich wahre Geschichte von dem Freunde des Försters nicht, welcher sich in dem Zimmer allein glaubte, eine tönende Unschicklichkeit sich zu Schulden kommen ließ und zu seinem Erstaunen sah, wie plötzlich die unter Tischen und Stühlen liegenden Hunde in lautes Wehgeheul ausbrachen und unter allen Zeichen der Angst sich endlich aus den Fenstern der Parterrewohnung in den Garten stürzten. Der Förster, als er wieder hereinkam, errieth sogleich die Ursache des plötzlichen Tollgewordenseins seiner Hunde. Er prügelte jedesmal, sobald eine der Bestien das Zimmer verpestete, die ganze thierische Gesellschaft zur Strafe ab, da er den Schuldigen weder suchen wollte noch konnte. Die Hunde wußten sehr wohl, daß sie zurechnungsfähig waren, obgleich die Handlung, die sie begingen, wahrlich instinktmäßig genug war.

„Freilich gibt's für die Thiere ebenso wenig als für den Menschen eine Gränze der Zurechnungsfähigkeit, welche bestimmt und kategorisch wäre. Jede Handlung, welche aus Ueberlegung hervorgeht, ist mit ihren Folgen belastet, für den Menschen, wie für das Thier. Die legale Zurechnungsfähigkeit ist ein Unsinn — sie wechselt mit dem jedesmaligen Zustande der Gesellschaft und mit der Laune des Gesetzgebers — die moralische läßt sich nur dann definiren, wenn der Kreis der Geistesfähigkeiten bestimmt ist. Aber daraus einen andern als quantitativen Unterschied zwischen Thieren und Menschen ableiten zu wollen, geht dann doch etwas zu weit. Man sagt, wenn ein Mensch einem Anderen Uebeles thut, so kann man ihn dafür strafen, das Thier aber nicht. Man straft auch den Menschen nicht, wenn er dem Thier Uebeles zufügt, oder ist der Tod der Millionen Ochsen und Schafe, Hasen und Rebhühner, welche wir verschlingen, für diese kein Uebel? Verbrechen eines Menschen gegen einen andern straft man — thut das Thier dies etwa nicht? Trägt der Hund nicht

jahrelang einem andern die empfangenen Bisse nach und späht die Gelegenheit ab, sie ihm heimzuzahlen? Beim Menschen, sagt man, straft aber die Gesellschaft für das dem Einzelnen zugefügte Unrecht. Das thut sie bei den Thieren auch, aber nur in kleinerem Kreise, übereinstimmend mit den weit geringeren Lebens- und Gesellschafts-Beziehungen der Thiere. Befreundete Hunde vertheidigen einander — Keiner läßt dem Andern etwas zu Leide thun und Jeder rächt den Andern. Die Gesellschaft, die wir, übereinstimmend mit unseren Fähigkeiten, so weit ausgedehnt haben, ist eben bei den Thieren auf diese Freundschaft (ich kann es nicht anders nennen) beschränkt.

„Ganz so verhält es sich mit dem sogenannten Instinkte, der nicht frei sein soll, sondern eine Richtschnur, nach welcher das Thier handeln muß. Aber so gewiß alle Menschen einen Typus des Gehirnbaues haben, eben so gewiß haben sie auch eine unabänderliche Richtschnur ihrer Handlungen, nur daß diese einen unendlich größeren Kreis einschließt, als die bald abgeschlossene Richtschnur des Thieres. Man kaut uns stets von Neuem und Neuem die Waben der Bienen und alle ähnlichen Fälle vor. Freilich müssen die Zellen alle sechseckig und von einer gewissen Größe sein — das ist die Gränze, über welche die Architectur der Bienen nicht hinaus kann — aber innerhalb dieser Gränze ist der Bienen-Architect eben so frei, als der menschliche innerhalb seiner Gränzen. Die Waben sind äußerst veränderlich, ihre Anheftung, Stützung und Haltung in hohem Grade verschieden und mit großer Intelligenz den umgebenden Verhältnissen, dem Raume des Stockes, der Größe des Schwarmes, der Füllung der Zellen angepaßt. Die Biene dünkt sich ohne Zweifel eben so ganz frei, wie der Mensch sich auch vollkommen frei dünkt, denn die Gränzen, welche durch die Organisation den geistigen Fähigkeiten gezogen sind, können nur von einem dritten Wesen

aufgefunden werden, welches höher steht. Huber hat beobachtet, daß eine Ameise oft das zerstört, was eine andere begonnen hat und daß, nach einigem Bestreichen mit den Fühlhörnern, gewöhnlich auch von der ersten Arbeiterin der verbesserte Plan angenommen wird — zeigt das auf Freiheit der Ueberlegung oder auf einen Instinkt der in allen Individuen gleich und eine unabänderliche Richtschnur ist? Wäre dieser Instinkt überall gleich, vollkommen gleich, so müßte es auch keine Correktur der Arbeit geben können, wie man diese bei den Ameisen beobachtete."

§. 54.

So weit Herr Vogt. Wir wollen ihm nun so viel thunlich Schritt vor Schritt nach gehen und zusehen, ob die von ihm beigebrachten Beispiele für seine Ansicht von der bloßen quantitativen Verschiedenheit zwischen dem Menschen und dem Thiere sprechen, oder ob sie nicht vielmehr sehr vereinbar sind mit unserer Ansicht von einem wirklichen qualitativen Unterschiede zwischen beiden Arten von Geschöpfen.

Was zunächst die angestaunte Erziehungsgabe des alten Hundes anlangt, so vermögen wir darin nichts zu sehen, als was sich mittelst des Schlüssels, den uns Vogt selbst als von dem Besitzer des Landhauses überkommen vorlegt, in vollkommene Uebereinstimmung setzt mit der von uns vorgelegten geistigen Begabung der Thiere. Die Züchtigung, welche dem alten Hunde zur Zeit ob der Handlung, welche gegenwärtig der junge Hund beging, geworden, war ihm noch nicht aus dem Gedächtniß entschwunden, wurde ihm vielmehr gegenwärtig durch das Benehmen des jungen Hundes lebhaft in Erinnerung gebracht. Mit dieser Erinnerung aber war die Wiedererweckung unzertrennlich verbunden, oder die Erinnerung bestand vielmehr wesentlich in der Wiedererweckung des bei gleicher Gelegenheit empfundenen unangenehmen

Gefühls. Dieses Gefühl aber übertrug sich naturgemäß sofort auf den Gegenstand, der es hervorrief, also auf den jüngern Hund, und hiervon war die unzertrennliche Folge, daß der Alte über ihn herfiel und seine üble Laune an ihm ausließ. Daß er es aber nicht beim einmaligen Zerzausen ließ, sondern nicht abstand, bis er sich mit seinem Pfleglinge wieder innerhalb des Hofes befand, erklärt und bedingte sich durch den Umstand, daß auch zur Zeit die ihm gewordene Züchtigung ihr Ende erst mit der gleichen Retirade zu nehmen pflegte. Wiedervorstellung, Weckung der frühern Empfindung und ein derselben gemäßes Handeln, das ist die ganze Weisheit des angestaunten Pädagogen. Daß ihm diese aber nicht erst durch Erziehung zu werden brauchte, ist klar genug.

Worin die von den Pferden in den Savanen erfundene, durch Tradition und Selbsterziehung fortgepflanzte Vertheidigungsart besteht, hat uns Herr Vogt nicht mitgetheilt. Wir vermuthen daher, daß es die alt bekannte ist, gemäß welcher die Pferde, wenn ihnen ein für sie gefährliches Raubthier naht, demselben den Hintertheil zuzuwenden und ihm mit dem Hufe aufzuwarten suchen. Sind mehrere Pferde beisammen, so stellen sie sich beim Gewahren ihres Feindes mit den halb rückwärts gewandten Köpfen zusammen und harren so schlagfertig des feindlichen Angriffs. Daß das Pferd durch Anwendung irgend welcher Denkthätigkeit zu dieser Vertheidigungsart käme, vermögen wir nicht zu erkennen, sind vielmehr der, wie wir glauben, wohlbegründeten Ansicht, daß es die blinde, die des Denkens unfähige Natur ist, welche ihm als Führerin dient. Dieselbe blinde Naturkraft, welche den Huf des Pferdes bildete und dasselbe überhaupt so gestaltet und geeigenschaftet hat, daß es sich des Hufes als seiner geeignetsten Waffe bedienen müßte, auch wenn es wollen und anders wollen könnte, treibt es auch dahin an, daß es sich dieser seiner Waffe wirklich bedient, und sich ihrer so

zweckgemäß bedient, als es sich ihrer nur bedienen könnte, wenn ihm Erkenntniß und Einsicht verliehen wäre. Ebenso verhält es sich in Betreff des Zusammentretens der Pferde und der dadurch bedingten scheinbaren gemeinschaftlichen Vertheidigung. Nicht erst Erfahrung lehrte die Thiere ihre Feinde kennen — der Hase fürchtet auch den ersten Fuchs, und das Reh den ersten Löwen, der ihm zu Gesicht kommt — sondern zum Zwecke der Erhaltung sorgte für diese Erkenntniß ebenfalls die Mutter Natur. Sie legte das Gefühl der Furcht in das Pferd, eigenschaftete es so, daß der Anblick des ihm gefährlichen Raubthieres das Gefühl der Furcht, der Angst, oder wie man's nennen will, unmittelbar zur Folge hatte, und dieses Gefühl treibt seinerseits eben so unmittelbar die geängsteten Thiere zusammen. — Auch die Schafherde läuft auf einen Haufen zusammen, wenn der Wolf naht. — Darin aber suchen sie nicht etwa eine gemeinschaftliche Vertheidigung auszuüben, sondern jedes ist nur auf seine eigene Sicherheit bedacht (wir müssen wieder an die Ungenauigkeit der sprachlichen Ausdrücke erinnern), wie auch genugsam daran zu erkennen, daß wenn es dem Jaguar gelingt, eines der Pferde zu fassen, die andern alle mit Windeseile auseinander stieben und nicht den mindesten Versuch machen, ihrem hülfsbedürftigen Bruder beizustehen. Was die Behauptung des Hrn. Vogt, daß die von Spanien herübergebrachten Voreltern keine Idee von einer solchen Vertheidigung gehabt hätten, anlangt, so stimmen wir derselben in sofern vollkommen bei, als in Rücksicht der Thiere überhaupt nicht von Idee Rede sein kann, wenn anders man den Ausdruck in seiner eigentlichen Bedeutung genommen wissen will; gestattet man aber die sehr uneigentliche Bedeutung, welche dahin geht, daß diese Voreltern nicht die Befähigung zu solcher Vertheidigung gehabt und sie erforderlichen Falls nicht angewandt hätten, so müssen wir derselben widersprechen und die

Gegenbehauptung geben; daß Hr. Vogt seine Behauptung aus der Luft gegriffen und nicht die mindesten Belege aufzuweisen hat, womit er dieselbe zu stützen vermöchte. Er stellt uns eine aus seinem unbegründeten gemeinsamen Impuls gezogene Folgerung als aus der Erfahrung überkommene Thatsache und so als Beleg für eben diesen gemeinsamen Impuls hin, ein Verfahren, das die Logik unter dem Namen Zirkel aufzuführen pflegt.

Ja, auch wir sagen, daß es der Instinkt, die bewußt- und erkenntnißlose, weil denkunfähige, Natur im Thiere ist, wovon es Anweisung und Anleitung im Handeln erhält, und sprechen ihm alle und jegliche Freiheit ab, die wir unter den Geschöpfen der Erde nur dem Menschen beilegen, und mit der Freiheit auch die Zurechnungsfähigkeit. Wir haben nachgewiesen, daß diese Ansicht in vollkommener Uebereinstimmung steht mit den Thatsachen, Hr. Vogt aber scheint es schlecht zu verstehen, wie sein behaupteter Widerspruch durch die Thatsachen zu erhärten sein würde, und nicht zu wissen, daß dieselben nur dann den ihnen beigelegten Werth haben würden, wenn sie nur begriffen werden könnten aus und in Folge der Unterstellung, daß es für das Thier einen, ob auch verhältnißmäßig kleinen Kreis der Zurechnungsfähigkeit, weil der Denkthätigkeit, gebe. Daß aber Hr. Vogt die Möglichkeit der von uns bewiesenen Abhängigkeit der Handlungen der Thiere von dem Instinkte nicht begreift, kommt daher, daß er nicht, wie er sollte, aus der erst erforschten geistigen Natur und Wesenheit der Thiere ihre Handlungen zu begreifen sucht, sondern, wie es der Oberflächlichkeit eigen ist, aus der zufälligen, sprachlichen Ausdrucksweise. Diese seine alles wissenschaftlichen Haltes entbehrende Verfahrungsweise diktirte ihm auch die Frage, warum wir den Hund denn strafen für Dinge, die er doch nur in Folge seines Instinktes thut. Jedermann, der weiß, was er spricht, versteht die Ausdrücke

strafen, züchtigen u., wo es sich um ihre Anwendung auf die Behandlung der Thiere handelt, so wenig im eigentlichen Sinne als auch die gang und gebenen Ausdrücke: Die Sonne geht auf, die Sonne geht unter, und eine Unzahl anderer. Denn er weiß, daß die Schläge, welche er dem Hunde zumisset, nicht dazu dienen sollen, durch die fühlbar gemachte Macht des Gesetzgebers seinem Gebote Gehorsam zu verschaffen, sondern dazu, um durch die Schläge eine unangenehme Empfindung beim Hunde hervorzurufen, welche für künftige Fälle, in Folge der Wiedererweckung, seiner sinnlichen Lust das Gleichgewicht gibt und so seinem uns unerwünschlichen Begehren, oder Handlungstrieb eine entsprechende Fessel anlegt, eine Wirkung, auf die wir wiederholt zu sprechen gekommen sind. Dabei nehmen wir also selbst den Hund so wenig zurechnungsfähig, als wir glauben, daß der Hund um eine ihm zustehende Zurechnungsfähigkeit wissen sollte. Wenn Hr. Vogt glaubt, die Zurechnungsfähigkeit des Hundes durch die vorgelegte Geschichte von der tönenden Unschicklichkeit zu beweisen, so bedauern wir, ihn nicht bei diesem Glauben lassen zu können. Denn die Ursache, welche die Hunde schreien und sich durch das Fenster flüchten machte, war keine andere als die wiedergeweckte Empfindung, welche die tönende Unschicklichkeit zur Zeit für sie zur Folge hatte. Die gleiche Vorstellung brachte die gleiche Empfindung und diese die gleiche Handlung wie früher hervor, das ist die einfache Erklärung der Sache, zu welcher es der Annahme einer Erkenntniß der Zurechnungsfähigkeit von Seiten der Hunde gar nicht bedarf.

Wenn wir aus der nun folgenden Behauptung, daß es für das Thier eben so wenig als für den Menschen eine Gränze der Zurechnungsfähigkeit gebe, welche bestimmt und kategorisch wäre, das Thier streichen, wozu wir auf den Grund des Bisherigen völliges Recht zu haben glauben, so

fällt dieselbe als zu gegenwärtigem Zwecke gänzlich werthlos aus. Dasselbe gilt für einige der folgenden Behauptungen, die wir daher sofort überspringen. Die Behauptung, daß es dann doch etwas zu weit gehe, daraus einen andern als quantitativen Unterschied zwischen Thieren und Menschen abzuleiten zu wollen, ist vollkommen richtig, wenn man unter dem daraus die Unterstellung versteht, daß dem Thiere so gut wie dem Menschen Zurechnungsfähigkeit und also auch Bewußtsein und Denkthätigkeit zukomme. Denn in diesem Falle kann es sich nur um das Mehr oder Weniger und somit um denselben Unterschied handeln, den wir auch zwischen den einzelnen Menschen repräsentirt finden. Und daß bei solcher Unterstellung Hr. Vogt dann auch mit Recht keine Consequenz darin findet, daß die Handlungen der Menschen, nicht aber gleich gut auch die der Thiere strafbar sein sollen, ist ebenfalls vogtsche Consequenz. Denn hat das Thier wie der Mensch, ob auch in geringerem Grade, Bewußtsein und Denkthätigkeit, also auch Zurechnungsfähigkeit, so begeht der Mensch denselben Mord und Todschlag, wenn er ein Thier tödtet, als wenn er einen Menschen tödtet. Ergo: Das Fleischessen hat aufgehört! Aber wir fragen Hrn. Vogt, ob er denn da, wo er einen Menschen sieht, der einen Menschen getödtet hat, um ihn seiner Habe zu berauben, und einen Löwen, der einen Menschen getödtet hat, um sich sein Fleisch wohlschmecken zu lassen, in seinem Innern keine unabweisbare Stimme vernimmt, welche den einen Mörder für einen Menschen erklärt, den man verabscheuen und verachten müsse, dagegen den andern Mörder bloß für ein Thier erklärt, vor dem man sich hüten müsse? Diese innere Stimme wird ihm sagen, daß er unendlich aufgelegter und befähigter ist, die Wahrheit zu erkennen, wenn er seinen einfachen, natürlichen Verstand in sich walten, als wenn er denselben vom Gelehrten ins Schlepptau nehmen läßt. Wir wenigstens sind der

Ueberzeugung, daß es Niemand gibt, dem in dem angezogenen Falle seine Vernunft eine von der unsrigen abweichende Antwort geben wird. Dem Thiere aber ist von dieser innern Stimme, der verpflichtenden und gesetzgebenden Vernunft, auch nicht die Spur verliehen, daher ihm keine Handlung schlecht, keine gut ist. Aber das Thier straft Vergehen, welche andere gegen es ausüben? Es straft sie nicht, sondern es handelt in dem von Vogt angeführten Falle wie in allen andern nur nach der aufgeregten Begierde, und so wenig das einzelne Thier als auch die größere oder kleinere Thier-Gesellschaft übt ein Straf- und Vergeltungs-Recht, sondern handelt höchstens so, daß es der Oberflächlichkeit scheint, als werde solches Recht ausgeübt. Was man aus den Handlungen befreundeter Hunde folgern will, dürfte gänzlich auf der Ungenauigkeit liegen, welche die sprachlichen Ausdrücke mit sich führen. Denn was sind befreundete Hunde und woraus entnimmt man ihre Freundschaft? Allerdings gibt es auch unter den Thieren eine Freundschaft, wenn man darunter versteht und nur versteht den sinnlich angenehmen Eindruck, welchen das Beieinandersein verursacht, beziehlich zur Folge hat, aber in diesem Falle ist es auch wieder nur das gestörte Sinnlichkeits-Gefühl und die dadurch erzeugte sinnliche Begierde, welche die Handlung des Thieres hervorruft, welche macht, daß befreundete Hunde zu einander stehen und einer den andern in Schutz nimmt und vertheidigt. Die wahrscheinlich staatliche Gesellschaft, welche man auf solche Freundschaft der Thiere errichten möchte, steht also sehr weit von der menschlichen Gesellschaft ab und ist nicht etwa bloß quantitativ, sondern durch und durch qualitativ verschieden von derselben.

In dem folgenden und letzten Absatze der angezogenen Worte unseres Gegners wird unsere Aufmerksamkeit zunächst auf die Behauptung gelenkt, welche dem Menschen eine

unabänderliche Richtschnur seiner Handlungen beilegt, und ihm doch dabei einen gewissen Kreis einräumt, innerhalb dessen er sich in seinem Handeln frei bewegt. Wie kann es aber einen auch noch so kleinen Kreis geben, innerhalb dessen die Handlungen frei, mit Freiheit gesetzt wären, wenn eben diese Handlungen an eine unabänderliche Richtschnur gebunden sind? Das ist eine Verbindung unverträglicher Sachen, denn wo meine Handlung an eine solche Richtschnur gebunden ist, da hört sie auf, eine freie zu sein, und ist eine vollkommen unfreie all überall. Aber, wie wir aus dem Folgenden ersehen, es verwechselt hier unser Gegner zwei psychologisch wesentlich verschiedene Dinge, nämlich das Denken und das Wollen. Nur in Beziehung auf Letzteres spricht der Psychologe von Freiheit, von Ersterem dagegen weiß er sehr wohl, daß bei ihm nicht von Freiheit Rede sein kann, sondern daß dasselbe an bestimmte, unabänderliche Gesetze gebunden ist, nach welchen es sich in einem begränzten Kreise bewegt, einem Kreise, der in Beziehung auf die Menschheit seine Begränzung in viel weiterem Umfange findet als in Beziehung auf die einzelnen Menschen, von denen jeder seinen eigenen Kreis in grösserem oder geringerem Umfange je nach seiner Begabung und Ausbildung begränzt findet. Die von den Waben der Bienen, dem Neste des Vogels u. s. w. hergenommenen Beispiele sollen und können also zunächst und unmittelbar nur dazu dienen, den Mangel aller Denkthätigkeit bei dem Thiere zu beweisen, mittelbar aber beweisen sie dann auch seinen Mangel an Freiheit, indem diese sich da nicht mehr vorfinden kann, wo jene fehlt. Und daß die besagten Beispiele durch die Einwendungen unseres Gegners an ihrer Tauglichkeit zu solcher mittelbaren Beweisführung Einbuße erlitten, will uns nicht einleuchten. Freilich kommt z. B. bei den Waben einige Verschiedenheit vor, aber nicht eine so gar große, wie uns Hr. Vogt möchte glauben machen,

sondern eine gar geringe, wie sie mit der Denkunfähigkeit der Thiere und ihrem Handeln nach blindem Naturtrieb vollständig vereinbarlich ist. Darum vermögen wir auch die Ansicht nicht zu theilen, daß sich die Biene frei dünken sollte, vielmehr bleiben wir bei der Ansicht stehen, daß sich die Biene gar nicht dünkt, weder frei noch unfrei, weder klug noch dumm, und wenn wir glauben sollen, daß es sich bei der Ameise anders verhalte; so müssen uns andere Gründe vorgelegt werden als der aus der Beobachtung von Huber gezogene Grund. Denn Huber's ganze Beobachtung reducirt sich auf das winzige Resultat, daß die eine Ameise wohl die andere von ihrem Werke verdrängt und nun selbst daran herumwirthschaftet, aber daß sie die Arbeit zu dem Zwecke übernehme, um sie zu corrigiren und ihre Schwester zu unterweisen, das sind nicht aus der Beobachtung gezogene, sondern in dieselbe hineingetragene Behauptungen, und daß solche Behauptungen eben so wenig vermögen, unsere Ansicht von dem qualitativen Unterschiede zwischen dem Menschen und dem Thiere zu schwächen, als die gegnerische Ansicht von dem bloßen quantitativen Unterschiede zu erhärten, ist selbstredend.

§. 55.

Wir gehen zu einer andern Stelle aus der angezogenen Schrift über. Sie ist zwar im Verhältnisse zu dem uns interessirenden Theile ihres Inhaltes etwas lang und könnte im Auszuge mitgetheilt werden, allein wir ziehen es doch vor, sie ganz herzusetzen, wie sie sich Seite 161 bis 165 der bezogenen Schrift findet.

„In derselben Weise, wie hier beschrieben, tritt die Knospung auch bei den geselligen und zusammengesetzten Seescheiden, bei den Moosthieren und bei den Salpen auf, kurz bei allen Thieren, bei welchen ein mehr oder min-

der inniger Zusammenhang einzelner Individuen hergestellt werden soll. Ich habe schon darauf aufmerksam gemacht, daß diese größere oder geringere Individualisirung der durch Knospung entstehenden Organismen oft in so fern nicht geringe Schwierigkeiten in den Weg legt, als man nicht zu entscheiden weiß, ob man einzelne Individuen oder nur Organe eines zusammengesetzten Individuums vor sich hat. Neulich zeigte ich einem Freunde, der von Naturwissenschaften gar nichts versteht, aber sich ziemlich viel, vielleicht zu viel mit theologischen und philosophischen Studien abgegeben hat, einige Exemplare jener Blasenträger und erklärte ihm, so gut es mir möglich war, ihre Organisation. Ich sagte ihm, daß die ganze Colonie als solche einen bestimmten Willen habe, der sich auch in ganz bestimmten Handlungen äußere, daß bei Erschütterungen, Strömungen oder gar bei Verwundung eines Theiles der Colonie nicht nur dieser Theil für sich dagegen reagire, sondern daß auch die ganze Colonie daran Antheil nehme und durch heftige Zusammenziehungen oder schnelles Schwimmen in bestimmter Richtung sich vor dem Uebel, das man ihr anthut, zu retten suchte. Ist ein Wille da, ein gemeinsamer, der die ganze Colonie lenkt, fragte er mich. Darüber kann kein Zweifel sein, antwortete ich ihm. Hier im Glase siehst du einen Gefangenen, der, wenn er gereizt wird, in blinder Wuth an den Wänden seiner Glaszelle umherrennt, einen Ausgang zu suchen, aber komm' einmal mit und sieh' dir dieses Wesen im freien Meere an, wie es da bald ruhig auf den Wellen schaukelt, bald mit kräftigen Stößen nach dieser oder jener Richtung hinschwimmt, wie es geschickt unsern Netzen, unsern Pokalen zu entgehen weiß, in welchen wir es einzufangen suchen, wie dann alle jene Schwimmblasen, die du in langen Reihen an dem Vordertheile eingepflanzt siehst, gemeinschaftlich nach derselben Richtung hin arbeiten, in gleichmäßigem Tempo, wie

Reihen von bewaffneten Menschenmaschinen (in der gemeinüblichen Sprache Soldaten genannt), die dem Commando eines Einzelnen, einem individuellen Willen gehorchen. Du wirst dich dann ohne Mühe überzeugen, daß ein gemeinsamer Wille diese kleine Polypenwelt regiert.

„Mein Freund betrachtete das Glas eine Weile sinnend und dann fragte er von Neuem: Du behauptest, daß diese Menge von Wurmleibern, die ich hier an dem Stamme aufgereiht und in beständiger Bewegung sehe, nichts desto weniger einzelne Thiere sind, welche ihren besonderen Einzelwillen haben?

„Auch darüber kann kaum mehr ein Zweifel sein, antwortete ich ihm. Sieh sie selbst an. Jeder dieser Leiber ist unabhängig in seinen Bewegungen. Während der Eine seine Fangfäden aussendet, zieht der Andere sie ein — wenn der Eine schluckt, saugt sich der Andere an, dieser bläht sich auf, Jener zieht sich zusammen, der Dritte krümmt sich in Schlangenwindungen, der Vierte stülpt sich um und zieht sein Vorderende wie einen Handschuh über den Rest des Leibes hinüber, sieh sie selbst an und sage mir, ob du an dem Einzelwillen dieser Polypenleiber noch ferner zweifeln kannst?

„Ich möchte es gern, aber es ist doch unmöglich, dies zu läugnen, sagte er halblaut nach einer Weile. Jene Trauben aber, die ich da in der Mitte zwischen zwei Polypenleibern sehe und die sich bald ausdehnen, bald zusammenziehen? Wofür hälst du diese?

„Es sind die Eitrauben, antwortete ich, die eine große Contractilität besitzen. Ich glaube nicht, daß man sie für besondere Individuen halten kann, wenn auch Hr. Leuckardt sie dafür halten will. Er stützt sich darauf, daß bei anderen Polypen es Individuen gibt, welche bis jetzt immer als besondere Geschlechts-Individuen, nicht als Organe angesehen wurden, ich kann mich darauf berufen, daß solche Geschlechts-Knospen bei noch anderen Polypen vorkommen, wo sie nur

aus einer feinen, nicht einmal contractilen Haut gebildet sind. Wer will da entscheiden? Es ist eigentlich ein Streit um des Kaisers Bart. Es finden allmählige Uebergänge Statt. Die Individualisation nimmt nach und nach zu.

„Du sagst das so gleichgültig, wie wenn du guten Tag wünschtest, brauste mein Freund auf. Es ist kein Sinn und Verstand in diesem Kauderwälsch. Hier willst du mir einen Willen demonstriren, der nicht einem einzelnen Organismus, sondern einer Gesammtheit angehört, als ob eine Gesammtheit einen Willen haben könnte, der nicht das Resultat der Summirung der Einzelwillen wäre, dort schwatzest du mir von Individuen vor, die auch einen Einzelwillen haben, also ohne Zweifel selbstständige Thiere sind, und dann willst du nicht einmal eine Gränzlinie ziehen können zwischen Organen und Individuen, bestimmten und selbstbestimmenden Dingen. Das kommt mir ja fast vor, als wenn du mir sagtest, du könntest nicht unterscheiden zwischen dem Finger der Frau und dem Kinde, das sie unter dem Herzen trägt.

„Ich lachte. Er wurde nur noch ärgerlicher und fuhr ganz gereizt fort: Mir ist es Ernst um die Sache. Sei auch ernsthaft, ich bitte dich. Glaubst du nicht, daß der Wille der Colonie, wie du sie nennst, nur die Summe der Einzelwillen dieser Thiere ist, die an dem Stamme gemeinschaftlich angespannt sind? Wenn du das Wesen irgendwo berührst, so wollen alle diese Thiere entfliehen und die Bewegungen, die sie zu diesem Endzwecke machen, erscheinen uns als der Ausdruck des Gesammtwillens. Warum könnte man die Sache nicht so ansehen? Das würde mir aus der Verlegenheit helfen.

„Thut mir leid, entgegnete ich, so wohlfeilen Kaufes kommst du nicht davon. Sieh' einmal jenen Blasenträger an. Viele seiner Polypen haben sich an das Glas angesaugt, eine Menge Fangfäden sind überall angeheftet. Gib

Acht, jetzt kneipe ich ihn mit der Scheere. Siehst du, wie er eilig zusammenschnurrt, wie die Schwimmglocken mit Hast zusammenklappen und mit ihm davon eilen? Aber nun betrachte dir diese Zerstörung! Die Leiber, die angesogen waren, sind losgerissen und zucken am Glase, die angehakten Fangfäden sind abgerissen und schaukeln im Wasser. Hältst du diese Opfer der übereilten Flucht etwa für eine protestirende Minderheit, die lieber auf dem Flecke sterben wollte, als sich dem Beschlusse der feigen Majorität fügen? . .

„Aber wo haben denn diese Thiere ihre Seele? Es sind doch beseelte Wesen, da sie einen Willen bethätigen. Du kannst doch nicht behaupten, daß es in der Thierwelt Colonieseelen, Einzel-seelen und gar Halb-seelen gäbe, mit welchen etwa die Wesen behaftet wären, über deren Natur Ihr nicht ins Reine kommen könnt?

„Sie werden gar keine Seele haben, antwortete ich ihm ganz gelassen. Die Erscheinungen, welche du hier siehst, sind natürliche Folgen der materiellen Organisation.

„Aha! rief er aus, du kommst wieder mit der Nierensekretion und der Hirnsekretion, die du in deinen physiologischen Briefen in so schmeichelhafte Parallele gebracht hast und wofür dich der Hofrath Wagner in Göttingen so tüchtig hergenommen hat. Danke schön. Ein andermal!“ Damit rannte er davon.“

§. 56.

Wir können in der Widerlegung der vorstehenden Worte kurz sein. Dieselbe ist wesentlich mit der Erkenntniß gegeben, daß unser psychologischer Gegner und sein philosophischer Freund die phisische Empfindung nicht von dem Willen zu unterscheiden wissen und daher für letztern nehmen, was nur erstrem zukommt. Denn dieser unterstellte gemeinschaftliche Wille ist nichts anderes, als die gemeinschaftliche Empfindung.

Die Gefühlsnerven dieser Thiere stehen mittels der Verbindung, welche zwischen ihnen Statt findet, ebenfalls in Verbindung, daher daß das Gefühl, welches durch den phisischen Reiz entsteht, der bei dem einen Thiere hervorgebracht wird, sich über alle verbreitet. Um nun das auf diese Gemeinsamkeit beruhende Handeln zu demselben Endzwecke klar zu machen, erlaube uns der Leser die Anführung eines zwar ungelehrten, aber doch nicht ganz unentsprechenden Beispiels. Wahrscheinlich hat der Leser schon ein Ochsengespann gesehen, wo dasselbe Joch beiden Köpfen aufgelegt ist. Hier nun vermag der eine Ochs zu fressen, während der andere säuft, seinen Schwanz rechtsherum zu bewegen, während ihn der andere linksherum schlägt oder auch gar nicht bewegt, kurz, es bleiben jedem Ochsen bestimmte Bewegungen und Handlungen, die er unabhängig von dem andern verrichten kann. Gibt man dagegen dem einen Ochsen einen Peitschenschlag, so bewegen sich beide in derselben Richtung, indem ihnen die Möglichkeit, in ihren Richtungen auseinander zu gehen, durch das gemeinschaftliche Joch benommen ist. Was nun hier das Joch bewirkt, das bewirkt bei der Polypen-Colonie die zwischen ihren Gliedern bestehende Verbindung. Daß von einer auf dem Willen beruhenden Bewegung nicht Rede sein kann, das konnte Hr. Vogt auch aus der Zerstörung ersehen, welche er als Folge der Bewegung anführt. Denn war die Bewegung Folge des gemeinsamen Willens, also von den einzelnen Gliedern der Polypen-Colonie gewollt, so würden sie auch die Loslösung ihrer Körpertheile gewollt und sonach ohne Verletzung vollzogen haben.

§. 57.

Nach Beseitigung der Folgerungen, welche unser Gegner aus den Handlungen seiner Polypen-Colonie zieht, wendet sich unsere Aufmerksamkeit zu seinen am Schlusse der mit-

getheilten Unterredung ausgesprochenen Worten: „Sie werden gar keine Seele haben. Die Erscheinungen, welche du hier siehst, sind natürliche Folgen der materiellen Organisation.“ Nebst der Behauptung, daß es nicht einen von der Natur verschiedenen und persönlichen Schöpfer gebe, ist ihm die hier ausgesprochene, daß die geistigen Funktionen nicht auf einem von dem Körper verschiedenen selbstständigen Principe beruhen, ein Lieblingsthema. Indem wir daher auf die nähere Würdigung eingehen, legen wir von den verschiedenen Stellen, welche unser Gegner zur Erhärtung seiner Behauptung aufführt, diejenige vor, auf welche er selbst das meiste Gewicht zu legen scheint. Sie findet sich Seite 442 u. f. seiner angezogenen Schrift und lautet also:

„Der Theologie, die mit der Vernichtung der Seele als gesondertes, für sich bestehendes Ding selbst aufhört und sich deßhalb mit der Wuth der Verzweiflung für die Existenz dieses Dinges wehrt, der Theologie ist die Seele ein individuelles, immaterielles Princip, welches in einem bestimmten Körper seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat und diesen Körper als Instrument benutzt. Je schadhafter das Instrument, desto schlechter natürlich auch die Werke, die mit demselben angefertigt werden. Zerfällt das Instrument, geht es zu Grunde, so bleibt das Princip über — nach dem Tode des Körpers lebt die Seele fort. Für die Naturforschung dagegen ist die Seele kein immaterielles, von dem Körper trennbares Princip, sondern nur ein Collectivname für verschiedene Funktionen, die dem Nervensysteme und zwar bei den höhern Thieren dem Centralnervensysteme, dem Gehirne, ausschließlich zukommen und die ebenso wie alle anderen Funktionen der verschiedenen Organsysteme des Körpers, bei Störung des Organs modificirt werden. Geht das Organ, geht der Körper, dem es angehört, zu Grunde, so hört auch damit die Funktion auf, stirbt der Körper, so hat auch damit die

Seele ein vollständiges Ende. Die Naturforschung kennt keine individuelle Fortdauer der Seele nach dem Tode des Körpers.

„Der Beweis, daß das Nervensystem wirklich der Träger, das Organ der geistigen Funktionen sei, ist bei dem Thiere wie bei dem Menschen, leicht zu führen; denn nicht nur sonst war der Mann todt, wenn ihm das Gehirn heraus war, wie Macbeth sagt — jetzt ist es noch eben so und wird in alle Ewigkeit so sein. Bei Thieren aber können wir mit dem Versuche noch weiter gehen. Wir können Tauben Stück für Stück die geistigen Funktionen abschneiden, indem wir Stück für Stück das Gehirn abtragen, ohne sie dadurch zu tödten, indem die materiellen Funktionen, deren Sitz tiefer im Gehirne liegt, vollkommen erhalten bleiben. Wir können die so ihrer Seele beraubten Thiere Wochen lang erhalten, füttern und körperlich sie herstellen, daß sie sich anscheinend vollkommen wohl befinden und Wochenlang zu Beobachtungen dienen können. Wer nur ein einziges Mal eine so operirte Taube gesehen hat, wie sie in stetem Schlafe da sitzt, kein Zeichen eines Willens oder eines Bedürfnisses gibt, ein lebender Automat, der nur schluckt, wenn man ihm das Futter in den Rachen steckt, flattert, wenn man ihn in die Höhe wirft, taub und blind ist, ohne weitere Beziehung zur Außenwelt — wer eine solche Taube gesehen hat, sage ich, wird auf der Stelle wissen, auf welche Seite der Ausschlag kommt. Und noch mehr, wenn man sieht, wie man diese oder jene Fähigkeit gradweise vernichten kann, indem man tiefer und tiefer schneidet.

„Wofür so der direkte Versuch spricht, wofür ferner das Ergebniß der Verwundungen bei Menschen, das wird sicherlich noch in solchem Grade bestärkt durch die Beobachtung der Entwicklung, die wir so eben berührten; denn hier hält gleichen Schritt mit der Entwicklung des Organes, des

Gehirns, mit der Ausbildung seiner Theile, mit der Consolidirung seiner Substanz die Weiterbildung der geistigen Fähigkeiten, ganz in derselben Art, wie in andern Organen die Funktionen mit der Ausbildung der Organe gleichen Schritt halten. Man müßte demnach für diese Funktionen dieselbe Theorie festhalten, wie für die Funktionen des Gehirnes und behaupten, die Funktionen des Sehens, des Hörens, des Blutlaufes und der Athmung seien ebenfalls nicht den Organen inhärent, sondern nur immateriellen Principe derselben, die sich nach dem Untergange der Organe forterhielten, so daß das Sehen, das Hören, der Blutlauf und die Athmung nach dem Tode fortbeständen, wenn auch Auge und Ohr, Herz und Lunge längst zu Grunde gegangen und verwittert seien. Daß eine solche Annahme Unsinn sei, liegt auf der flachen Hand.

„Was für die Thiere gilt, ist auch für den Menschen Gesetz. Wir haben oben nachgewiesen, daß der Mensch keine einzige Fähigkeit vor dem Thiere voraus, sondern die meisten nur in weit höherm Grade besitzt. Das ändert aber das allgemeine Gesetz nicht. Für das Auge des Adlers gelten dieselben Gesetze des Lichtes und der darauf bezüglichen Organisation, wie für das Auge des Menschen, wenngleich dasjenige des Erstern hundertmal schärfer und unendlich mehr ausgebildet ist.

„Somit wäre denn dem einfachen Materialismus Thür und Thor geöffnet — der Mensch so gut wie das Thier nur eine Maschine, sein Denken das Resultat einer bestimmten Organisation — der freie Wille demnach aufgehoben? Wie der Nerv eines bestimmten Muskels diesen zucken läßt, wenn ein bestimmter Gefühlsnerv gereizt wird, so muß auch die Gehirnsubstanz eines Individuums diesen oder jenen Gedanken produciren, je nachdem sie so oder anders erregt wird? Die Phrenologie ist also wahr, bis in die kleinste Applikation hinein? Jeder Veränderung der Funktion muß

eine materielle Veränderung des Organs vorausgegangen oder vielmehr gleichzeitig mit ihr eingetreten sein?

„Ich kann nicht anders sagen, als: Wahrlich, so ist's. Es ist wirklich so.

„Der freie Wille existirt nicht und mit ihm nicht eine Verantwortlichkeit und eine Zurechnungsfähigkeit, wie sie die Moral und die Strafrechtspflege und Gott weiß wer noch uns auferlegen wollen. Wir sind in keinem Augenblicke Herren über uns selbst, über unsere Vernunft, über unsere geistigen Kräfte, so wenig als wir Herren sind darüber, daß unsere Nieren eben absondern oder nicht absondern sollen. Der Organismus kann nicht sich selbst beherrschen, ihn beherrscht das Gesetz seiner materiellen Zusammensetzung. Was wir in einem Augenblicke denken, ist das Resultat der augenblicklichen Stimmung, der augenblicklichen Zusammensetzung unseres Gehirnes — Zusammensetzung, Stimmung, die in jedem Augenblicke ändert, Dank der großen Blutcirkulation, die in dem Organe herrscht. Seht hin deßhalb auch, wie Alles im Finstern tappt, sobald man diese Begriffe von Recht und Strafe auf ihre letzten Gründe zurückführen will. Alles, sogar Herr Welker in dem berühmten Werke über diesen Gegenstand, dessen Manuscript er in dem Nachlasse eines verstorbenen Studiengenossen gefunden haben soll. Unmöglich, die Zulässigkeit der Strafe, also eine Verantwortlichkeit, eine Zurechnungsfähigkeit nachzuweisen, selbst für die, welche eine solche materielle Dependenz, wie wir sie statuiren, nicht annehmen wollen. Denn wie sie sich auch drehen und wenden mögen, sie müssen doch wieder auf die Wahrheit gelangen und eingestehen, daß die Strafe sich nicht begründen lasse, obgleich sie als Nothwendigkeit der menschlichen Gesellschaft da stehe. Das wäre denn auch noch die Frage."

§. 58.

Wenn der Mensch so ganz und gar unfrei ist, wie es uns

unser Gegner hier vorstellig zu machen sucht, wenn er denkt und handelt, wie es die dem fortwährenden Wechsel unterworfene Beschaffenheit unseres Gehirns eben mit Nothwendigkeit bedingt, so möchten wir ihm doch die Frage stellen, ob er auch wohl an dem einen Tage überlegt und sich vorsetzet, was er am folgenden thun will? Bei seinen Ansichten über die geistige Befähigung des Menschen und speciell über seine Freiheit würde solches Ueberlegen und Vorsatzfassen ganz und gar überflüßig sein, da am folgenden Tage ja doch nur gedacht und gethan würde, wie es eben die dannmehrige Beschaffenheit des Gehirnes bedingte. Sollte er also dennoch überlegen und Vorsätze fassen auf den folgenden Tag, ja auch nur auf den folgenden Augenblick — denn die Beschaffenheit des Gehirns ist ja an den Augenblick gebunden — so würde das ja den Beweis liefern, daß er da, wo er nicht von seinen wissenschaftlichen Ansichten geleitet wird, etwas ganz anderes im Menschen anerkennt, als die ihm wissenschaftlich plausibel erscheinende Unfreiheit des Menschen, den Beweis, daß es mit seinen wissenschaftlichen Ansichten nicht so ganz richtig steht. Oder wir möchten ihn fragen, ob die Worte edel, gut, schlecht, und andere mehr, welche wir den Handlungen als Prädikate beizulegen pflegen, für ihn noch ihre Stelle im Wörterbuche einnehmen? Sollten sie das thun, so wäre es wieder mit seinen wissenschaftlichen Ansichten schlecht bestellt. Oder wir möchten ihn fragen, ob er wohl dem Menschen, welcher ihm ein gröbliches Unrecht zufügt, auch zürnt? Bei seiner wissenschaftlichen Ansicht von der Freiheit des Menschen würde er das nicht dürfen, und wo sie richtig ist, auch nicht können, denn wie kann da noch von Unrecht Rede sein, wo denken und handeln die nothwendige Folge der augenblicklichen Beschaffenheit des Gehirns ist? Der arme Mann kann ja nicht für die Beschaffenheit seines Gehirns, die ihn nöthiget, mir grob zu

sein, mich ohne Veranlassung meinerseits zu mißhandeln, mich zu berauben und — nun, was soll ihn hindern, mich zu guter Letzt auch noch todt zu schlagen. Und was konnte Herrn Vogt bewegen sich zu bemühen, Andere eines Bessern belehren zu wollen, wenn das, was wir im Augenblicke denken, das Resultat der augenblicklichen Zusammensetzung unseres Gehirnes ist? Oder sind seine Bilder aus dem Thierleben auch nur das Resultat der augenblicklichen Zusammensetzung des Gehirnes? Nun bei aller Achtung — aber ist das nicht schon vor Herrn Vogt eine Dummheit noch von Achtung sprechen zu wollen? Doch fahren wir nach unserer Weise zu sprechen fort: — bei aller Achtung vor der Wissenschaftlichkeit des Herrn Vogt möchten wir doch die Frage von ihm beantwortet sehen, ob ihm, wenn er wirklich glaubt was er behauptet, da sein Streben, auf die Welt einwirken zu wollen, nicht als gar einfältig dumm vorkommt? Doch wir wollen nicht weiter vorgehen, unsern Gegner mit derartigen Fragen, die zu Hunderten zu Gebot ständen, in die Enge zu treiben, sondern gehen über zu dem kurzen Sinn der langen Rede, welcher in dem Experimente mit den Tauben gelegen sein soll.

§. 59.

Dieses Experiment würde nur dann für die Ansicht unseres Gegners von beweisender Kraft sein, wenn dies Verhalten der nach Angabe operirten Taube nur dann und in keinem andern Falle zu begreifen wäre, als wenn man die Seele als mit dem Organismus zusammenfallend, also die geistigen Funktionen als Funktionen der Materie ansieht. Das ist nun aber keineswegs der Fall, sondern das Verhalten unserer Taube schließt ganz und gar nicht die Ansicht von der Seele als eines immateriellen, geistigen Wesens aus. Um diese Vereinbarlichkeit zu begreifen, dürfen wir die zwischen der Seele und dem Körper bestehende Vereinigung und Verbindung nur als

eine solche denken, welche bedingt, daß die Seele in jeder ihrer Thätigkeiten gebunden ist an die Mitthätigkeit irgend eines Körpertheiles, irgend eines Nervs, so zwar, daß wenn eine bestimmte geistige Funktion Statt hat, auch eine bestimmte Thätigkeit eines bestimmten Nervs eintritt, und wo diese nicht eintreten kann, auch jene nicht eintritt, so wie wo diese eintritt, auch jene eintreten muß. Dieser einfache Schlüssel öffnet das Thor, welches Herr Vogt uns zu verschließen meinte. Mit demselben in der Hand begreifen wir:

Wie die Taube in Folge der unterworfenen Operation ihrer geistigen Funktionen verlustig ging. Es waren nämlich in Folge dieser Operation diejenigen Nerven, an deren Mitthätigkeit die geistigen Funktionen gebunden sind, außer Stand gesetzt, diese Mitthätigkeit eintreten zu lassen.

Wie durch Krankheit, körperliche Verletzung oder starke Erschütterung die Fähigkeit zu bestimmten geistigen Thätigkeiten ganz verloren gehen, oder verringert, oder auch erhöht werden kann. Denn die Krankheit etc. kann der Art auf den beziehlichen Nerv einwirken, daß er nun derjenigen seiner Thätigkeiten, welche die betreffende geistige Funktion begleiten und ohne welche diese nicht Statt haben kann, entweder gar nicht, oder in verringertem, oder aber auch in erhöhtem Maße fähig ist. Z. B. Wird der Nerv, an dessen Mitthätigkeit diejenigen geistigen Thätigkeiten gebunden sind, welche die Erinnerung bedingen, ganz gelähmt, so hört alle Erinnerung auf; wird er geschwächt, so daß nur seine Mitthätigkeit nur mehr in vermindertem Grade Statt haben kann, so ist auch die Erinnerung geschwächt und geht langsamer, schwerer und unvollkommener von Statten, wird aber seine Empfänglichkeit erhöht, so steigert sich damit auch die Befähigung zur Erinnerung. Im Alter pflegt die Erinnerung, das Gedächtniß abzunehmen, was sich begreift aus der Abnahme der Reizbarkeit, der Elastizität etc. desjenigen Nervs, dessen Mit-

thätigkeit bei der Erinnerung in Anspruch genommen wird. Man wird es nicht selten bestätigt finden, daß in Folge von Krankheiten, insbesondere von Nervenkrankheiten, bei dem Einen eine bis dahin erhöhte geistige Befähigung geschwächt, bei dem Andern eine bis dahin geringere geistige Befähigung erhöht wird. Zu beidem finden wir den Erklärungsgrund in der Veränderung, welche die Krankheit in bestimmten Nerven hervorgebracht und hinterlassen hat. Von einem berühmten Mathematiker, dessen Name uns nicht beifällt, wird mitgetheilt, daß er als Knabe nichts weniger als mathematisches Talent zeigte, dasselbe dagegen in hohem Grade sich äußerte, nachdem er kopfüber die Treppe heruntergestürzt war. Durch diesen Fall und in Folge der dadurch verursachten körperlichen Erschütterung waren diejenigen Nerven, an deren Mitthätigkeit die mathematischen Denkthätigkeiten gebunden sind, zur erhöhten Befähigung dieser ihrer Mitthätigkeit gelangt und machten es nun dem Geiste möglich, sich in einer Richtung und so zu äußern, in welcher und wie es ihm bis dahin, wo die beziehlichen Nerven die entsprechende Mitthätigkeit versagten, unmöglich war.

Wie bei Fieberkranken die Phantasie des Kranken in toller Weise thätig sein kann, während die übrigen geistigen Thätigkeiten theilweise oder auch ganz eingestellt sind, Die Krankheit bedingt es eben, daß diejenige Mitthätigkeit der beziehlichen Nerven, an welche die Thätigkeit der Phantasie gebunden ist, und welche im normalen Zustande nur vom Geiste aus veranlaßt und hervorgerufen wird, nun ohne sein Zuthun eintritt und in erhöhtem Grade Statt hat, wodurch dann der Geist genöthiget ist, seinerseits die correspondirende Thätigkeit eintreten zu lassen, und so seine Thätigkeit nach Art und Stärke bedingt ist durch die Art und Stärke der durch die Krankheit bedingten Nerventhätigkeit.

Ferner thut die Anwendung unseres Schlüssels gute Dienste

bei Erklärung der Abnahme und Schwächung der geistigen Thätigkeiten bei zunehmendem hohen Alter, und der Zunahme und Stärkung bei zunehmendem Kindesalter. Auch dürfte er nicht selten die Erklärung fördern und erleichtern bei Zuständen, die wir unter dem Namen Irrsein, Wahnsinn rc. zu verstehen pflegen, und bei vielen andern, die aufzusuchen wir dem Leser und speciell unsern Gegnern überlassen wollen. Wir glauben es bei dem Gesagten genug zu dem Nachweis der vollen Berechtigung, die von Hrn. Vogt vorgebrachten Belege für die Annahme der Einerleiheit des Geistes mit der Materie, und sonach diese Annahme selbst als nichtig von der Hand zu weisen, und an der Verschiedenheit des Geistes von allem Materiellen fest zu halten. Wir wollen hier nur noch eines Einwurfes Erwähnung thun, den man uns zu machen belieben könnte. Es ist dieser:

Wenn die Seele in solcher Weise mit dem Körper in Verhältniß gesetzt ist, daß keine geistige Funktion Statt haben kann ohne eine gleichzeitige körperliche Thätigkeit, so hat es ja eben mit aller geistigen Thätigkeit und sonach mit dem Geiste selbst ein Ende, wenn der Körper unfähig gemacht ist zur Ausübung der ihm im Leben zu Theil fallenden Thätigkeiten, und somit hätte ja Hr. Vogt doch ganz Recht, wenn er denkt: Hirn heraus, Alles aus. Das keineswegs. Denn wenn auch die Seele, während und so lange ihre Verbindung mit dem Körper dauert — und davon war nur Rede — in ihrer Thätigkeit auf die Mitthätigkeit des Körpers angewiesen ist, so folgt daraus noch keineswegs, daß sie dann, wenn sie von dieser Verbindung befreit ist, keiner Thätigkeit mehr fähig sein könnte. Nehmen wir als erläuterndes Beispiel den Ritter im Harnisch. So lange er in diesem steckt, sind seine Bewegungen bedingt durch die Beweglichkeit des Harnisch, und keine Bewegung, die dieser nicht gestattet, kann jener vornehmen, aber doch nur auf so lange,

als er eben den Harnisch anhat, wirft er ihn ab oder wird davon befreit, so ändert sich die Sache, er wird frei.

§. 60.

Wir fügen hierorts die nachfolgende Bemerkung bei, die anderwärts nicht den geeigneten Ort fand.

Es ist außerordentlich leicht, die Behauptung aufzustellen, es seien die geistigen Functionen nichts weiter noch anderes als Functionen der Materie, so lange man sich der Mühe enthebt, die Vereinbarlichkeit dieser Functionen mit den Eigenschaften und Qualitäten der Materie nachzuweisen. Dieser Nachweis ist daher auch, so viel uns bekannt, von keinem derjenigen, welche diese Behauptung aufstellen oder adoptiren, ernstlich versucht. Nur in Herrn Moleschott's Schrift: „Der Kreislauf des Lebens", finden wir eine Stelle, welche hierher zu rechnen sein dürfte. Seite 405 der besagten Schrift hebt er mit gewichtiger Miene also an:

„Was ist denn aber das Bewußtsein oder, um das stolze Wort der Schule zu gebrauchen, jenes Selbstbewußtsein, das den Menschen zum Könige der Erde erheben soll? Stoffliche Bewegungen, die in den Nerven mit elektrischen Strömen verbunden sind, werden in dem Gehirn als Empfindungen wahrgenommen. Und diese Empfindung ist Selbstgefühl, Bewußtsein."

Hier hätten wir also die gefragte Vereinbarlichkeit wenigstens in Betreff e i n e r der geistigen Functionen erklärt. Aber wir müssen gestehen, daß uns diese Erklärung äußerst schwach ausgefallen zu sein scheint. Vorerst hat es Herr Moleschott nicht einmal verstanden, seine eigene, die materialistische Anschauungsweise wieder zu geben. Denn dieser zu entsprechen genügt es keineswegs, von einer Wahrnehmung der Empfindung i n d e m Gehirn zu sprechen, sondern ihr gemäß muß die Wahrnehmung v o n d e m Gehirn Statt finden, indem der Ausdruck, eine Empfindung in dem Gehirn wahr-

nehmen, die Anschauung von der Geistigkeit des Menschen keineswegs ausschließt. Ferner darf es nicht heißen: die Empfindung ist Bewußtsein oder Selbstbewußtsein, sondern um der Sache wenigstens näher zu kommen, müßte es heißen: die Wahrnehmung dieser Empfindung ist Selbstbewußtsein. Und endlich sind Selbstgefühl und Bewußtsein so verschiedene Dinge, daß sie hierorts keineswegs zusammengestellt werden dürfen, sondern der Ausdruck Selbstgefühl mit dem Ausdruck Selbstbewußtsein vertauscht werden muß. Hiernach gibt sich also die Moleschott'sche Erklärung in thunlichst verbesserter Auflage dahin: Stoffliche Bewegungen, die in den Nerven mit electrischen Strömen verbunden sind, werden von dem Gehirn als Empfindung wahrgenommen, und diese Wahrnehmung ist Bewußtsein, Selbstbewußtsein.

Angenommen nun, ob es gleich noch gar sehr des Beweises bedürftig scheint, es gebe solche mit elektrischen Strömen verbundene stoffliche Bewegungen in den Nerven, und wieder angenommen, dieselben würden von dem Gehirn als Empfindungen wahrgenommen, so wären wir damit noch keineswegs über eine Empfindung und die Wahrnehmung dieser Empfindung hinausgekommen und noch gar nicht zum Selbstbewußtsein vorgedrungen. Denn dieses kommt, in sofern es sich auf eine Wahrnehmung bezieht und also das Bewußtsein einer Wahrnehmung ist, überall erst nach derselben und ist ein von ihr wesentlich verschiedener Act. Man beobachte nur, wenn anders man nicht die Befähigung hat, sich selbst zum Objekte psychologischer Studien zu machen, den Schlafenden, den Fieberkranken, den Betrunkenen, den Irren, die kleinen Kinder, das Thier, und man wird leichtlich erkennen können, daß auch bei ihnen Empfindungen der verschiedensten Art sind und von ihnen wahrgenommen werden, ohne daß sich eine Spur von der Erkenntniß vorfände, daß diese Empfindungen und Wahrnehmungen ihnen zugehören und

eigen sind. Diese Erkenntniß aber ist es gerade, was der Psychologe so lange er anders noch die Sprache und die Sache versteht, unter Selbstbewußtsein denkt. Ich empfinde, ich nehme wahr, ich denke, ich esse, ich gehe u. s. w., diese durch die Betonung des Ich ausgedrückte Erkenntniß, dieses, seine Zustände als die seinigen und sich selbst als Objekt und Subjekt hinstellende Wissen und Erkennen, ist das Selbstbewußtsein. Dieses Wissen und Erkennen nun mit Empfindung, Wahrnehmung und Selbstgefühl verwechseln, verräth eine psychologische Unkenntniß, die gegenüber dem Gebahren unseres Gegners, als sei ihm allein die Quelle der Wahrheit geöffnet, einen eigenthümlichen Eindruck macht. Denn wahrlich, Herr Moleschott hätte uns nicht zu sagen brauchen, daß ihm im psychologischen Hörsaal

„ward von alle dem so dumm,
Als ging' ihm ein Mühlrad im Kopf herum,"

denn wir hätten es auch ohne seine ausdrückliche Versicherung wissen können.

Was nun den Hauptpunkt anlangt, daß nämlich das Gehirn die beziehliche Empfindung, sei dieselbe nun durch, mit elektrischen Strömen verbundene stoffliche Bewegungen in den Nerven oder wodurch sonst bedingt, wahrnehme, daß also das Gehirn das wahrnehmende Prinzip oder Subjekt sei, so vermögen wir das eben so wenig zu begreifen und anzunehmen, als daß der Stockfisch die Schläge wahrnehmen sollte, welche er sich unter der Hand des Kochs muß gefallen lassen. Denn wäre das Gehirn auch nur in einem einzigen Falle als das wahrnehmende Prinzip, also als der Träger der geistigen Function zu halten, so wären wir genöthiget, es für alle Fälle und überhaupt als den Träger der geistigen Akte, also als das zu halten, was wir mit den Ausdrücken Geist, Seele, Ich bezeichnen. Mit dem Ausfall aller geistigen Unterlage aber fielen dann, wie das unsere Gegner auc

in richtiger Konsequenz behaupten, die geistigen oder nun nur noch so genannten geistigen Akte gänzlich der phisischen Nothwendigkeit anheim. Findet sich nun aber in der Erfahrung vor, daß diese Akte nicht einer solchen phisischen Nothwendigkeit anheimfallen, sondern daß bei ihrer Vollziehung, sei es mehr, sei es weniger Freiheit und Willkür herrscht, so ist das der sattsamste Beleg dafür, daß nicht das Gehirn, und die Materie überhaupt nicht der Träger der geistigen Functionen, nicht das ihnen zu Grunde liegende Prinzip sein kann. In Betreff des einen der geistigen Akte, des vernünftigen Wollens, haben wir nun bereits, und wie wir glauben, sattsam nachgewiesen, daß er nichts weniger als der phisischen Nothwendigkeit unterworfen ist, und hiermit könnten wir die Sache als abgethan betrachten. Denn sind wir nachweislich auch nur in Betreff eines einzigen der geistigen Akte nicht der phisischen Nothwendigkeit unterworfen, so ist der Behauptung, daß diese Akte als Ausflüsse der Materie zu betrachten seien, aller haltbare Boden entzogen. Aber wir brauchen es dabei keineswegs bewendet sein zu lassen, sondern dürfen auf alle Arten der geistigen Akte verweisen und behaupten, daß bei jedem, wenn auch nicht diejenige Freiheit, wie sie sich in Hinsicht der Wollensakte herausstellt, doch eine solche sich vorfindet, wie wir sie mit dem Namen Willkür bezeichnen. Nehmen wir das Denken als Beispiel. Die Logik stellt allerdings die Gesetze auf, nach welchen das Denken Statt hat, aber ungeachtet dieser Gesetze ist es doch ganz meinem Belieben anheimgestellt, ob ich das Denken fortsetzen oder abbrechen, diesem oder jenem Objekte zuwenden, nach dieser oder jener Seite und Richtung hin verfolgen will. Und diese Denkgesetze selbst, das der Einerleiheit, des Widerspruchs, des ausgeschlossenen Mittels, des zureichenden Grundes, ist eines derselben dahin geeigenschaftet, daß es eine Nöthigung in sich trage, welche derjenigen auch nur ähnlich sähe, welche

sich in den Wirkungen der Materie bekundet? Dieses Abwägen, Ueberlegen, Erwägen, Bedenken, Berücksichtigen, Erforschen, Ermessen u. s. w., womit das Denken begleitet ist und worauf es beruht, wahrlich, es steht dem phisischen vorwärts Geschobenwerden der materiellen Wirkungen, als z. B. der Verdauung, der Respiration u. s. w., so wenig ähnlich, als das Schwarz dem Weiß. Darum, so wenig es jemals gelingen wird, dem gesunden Sinne aus schwarz weiß zu machen, so wenig wird es möglich sein, dem gesunden, durch keinerlei Absicht und Theorie getrübten Verstande einzureden, daß den materiellen und den geistigen Functionen ein und derselbe Träger zum Grunde liege, und diese wie jene der Materie eigen sein könnten.

§. 61.

Hiermit glauben wir den Beweis der qualitativen Verschiedenheit des Menschen vom Thiere in hinlänglicher Ausführlichkeit vorgelegt zu haben, und somit könnten wir unsere Arbeit als beendigt betrachten. Doch wollen wir noch so lange dabei verweilen als erforderlich ist, im Vorbeigehen die Art der Entstehung des Menschen wie der animalischen Gebilde überhaupt, wie sich die Herren der Naturwissenschaft, welche vermeinen, jegliches höhere Prinzip als das materielle entbehren zu können, dieselbe denken, näher zu betrachten. Ihrer Ansicht nach ist die Entstehung des Menschen, weil jedes animalischen Gebildes, dadurch bedingt und gegeben, daß sich diejenigen chemischen Elemente, welche dem animalischen Körper eigen sind, unter solchen begünstigenden äußern Verhältnissen zusammen finden, welche es ihnen gestatten, sich mit einander zu verbinden. Daß der Stein in der uns hier vorgehaltenen Art seine Entstehung findet, läßt sich begreifen, indem derselbe keine Eigenschaften und Qualitäten besitzt, die nicht allen oder einzelnen seiner Bestandtheile zu-

kämen und ihm so von diesen überkommen wären. Aber auf das animalische Gebilde angewandt, so kommt uns solche Erklärung vor wie die gewisser Mathematiker, daß die mathematische Linie entstehe aus der Zusammensetzung mathematischer Punkte. Der erste Punkt hat keine Ausdehnung, der zweite und dritte auch nicht, und eben so jeder folgende nicht. Aber man füge nur immer weitere Punkte hinzu, und mit dem hundertsten oder tausendsten wird die Sache beginnen, sich zu machen, und wird erst die Zahl der Punkte eine sehr große, eine unendliche, so ist die Linie fertig. Der Sauerstoff hat keine Empfindung — um von höheren Qualitäten zu schweigen — der Wasserstoff auch nicht, eben so wenig der Kohlen- und Stickstoff. Aber, ein wenig Fluor zugesetzt, etwas Schwefel beigemengt, dazu was Kalium, Natrium, Calcium und so weiter durch die ganze Reihe der betreffenden Elemente hindurch, und — das leibhaftige Thier steht vor uns, nur daß man ihm nicht recht ansehen kann, ob es Fisch oder Fleisch ist. So viel aber ist sicher, daß wenn zur Entstehung des animalischen Gebildes weiter nichts als ein solcher chemischer Prozeß erforderlich ist, dann das körperlich größte dieser Gebilde auch die größte Begabung, körperliche wie geistige, haben muß. Gepriesener Wallfisch, wer sollte es deinem harmlosen Treiben in den Fluthen des Oceans angesehen haben, daß du noch zu der Ehre kommen werdest, als das begabteste der Geschöpfe hingestellt zu werden! Bedanke dich bei unseren Herren der Naturwissenschaft!

§. 62.

Zu den eben angezogenen Celebritäten gehört Hr. Vogt nicht. Er erkennt an, daß es mit dem sich Zusammenfinden der entsprechenden Elemente nicht genug ist, das animalische Gebilde zu Stande zu bringen, und fügt daher die Form als das Fehlende hinzu. Seite 49 seiner angezogenen Schrift:

„So wäre schon durch diese Thatsache bewiesen, daß das bestimmende, das eigentliche Wesen des organischen Körpers nicht in seiner Zusammensetzung, sondern vielmehr in der Form liege, in der Art und Weise, wie die formlosen organischen Substanzen durch Aggregirung in die Erscheinung treten". Seite 105: „Es muß also eine Epoche gegeben haben, wo die Eiche entstand, um mich eines gewöhnlichen, wenn auch falschen Ausdrucks zu bedienen, wo sie geschaffen wurde, das heißt, wo diejenigen chemischen Elemente, welche das Eichenholz, seine Rinde, Blätter und Wurzeln bilden, in derjenigen organischen Form zusammentraten, in welcher wir sie als Eiche erkennen. Die gleiche Schlußfolgerung gilt für die Thiere .... es muß ein Zeitpunkt vorhanden gewesen sein, wo die Elemente, welche die Thierkörper bilden, in dieser Form zusammentraten". Seite 107, nachdem angeführt worden, wie es die Chemie in ihrer Gewalt habe, alle die unorganischen Gebilde, wie sie sich in der Natur vorfinden, in der chemischen Garküche herzustellen, und die Hoffnung ausgesprochen ist, daß es bei steigender Ausbildung der Chemie auch noch gelingen werde, in dieser Küche die organischen Verbindungen in derjenigen Form herzustellen, wie sie von der Natur geboten sind, fügt er bei: „Mit dem Erzeugen der organischen Form wäre freilich die Erzeugung des Organismus selbst gegeben".

Also die Form, und nur noch die Form ist das Erforderniß, welches zu den bezüglichen chemischen Elementen zu treten hat, und das animalische Gebilde ist fertig. Gelingt es unsern Chemikern, — und wer sollte zweifeln, daß es ihnen nicht einstens gelingen werde! — diejenigen chemischen Elemente, welche der Mensch bei der chemischen Zerstörung seiner Form darbietet, wieder zu solcher, zur menschlichen Form zusammen zu setzen, so — steht der leibhaftige Mensch wieder fix und fertig da. Wirklich, wir müssen Hrn. Vogt

die Ehre geben, das Wissen seiner vorhin angezogenen Collegen um einen bedeutenden Schritt weiter gefördert zu haben. Denn so begreifen wir nun doch, wie bei gleichen chemischen Elementen, aus welchen unbestritten mindestens alle animalischen Gebilde bestehen, verschiedene solcher Gebilde existiren können: die thierische Form bedingt das Thier, die menschliche Form bedingt den Menschen; und eben so wieder in den Unterarten: die Hundsform bedingt den Hund, die Hasenform den Hasen, und bei den Individuen: gerade diese bestimmte Hundsform bedingt diesen bestimmten Hund u. s. w. Wirklich, die Collegen des Hrn. Vogt haben alle Ursache, ihm zu dieser Förderung der Wissenschaft zu gratuliren. Aber wir? Nun, wir werden eben auch nicht anders können, als so zu denken, wie es das Resultat der augenblicklichen Zusammensetzung unseres Gehirnes eben mit sich bringt und bedingt. Und der entsprechend möchten wir, wenn es bloß die Form ist, welche den Menschen zum Menschen macht, die Frage stellen, wie dann solche Ursachen, welche an seiner Form ganz und gar nichts ändern, seinen Tod herbeiführen, also bewirken können, daß der Mensch aufhört, Mensch zu sein, und das Bedenken äußern, daß wir so doch wohl nicht über die Entstehung der mathematischen Linie aus der Zusammensetzung mathematischer Punkte hinausgekommen sein dürften. Denn wenn der Mathematiker sagt: Von meinen Punkten, aus welchen ich die Linie zusammensetze, hat zwar keiner derselben für sich eine Ausdehnung, und ich gebe zu, daß daher auch alle zusammen, wie viele ihrer immer sein mögen, keine Ausdehnung haben, aber, wenn man sie in der bestimmten Form, Linie genannt, zusammensetzt; so ist die Ausdehnung da, die Form bedingt die Ausdehnung hier, wie sie dort das Leben, die Empfindung, die Denkthätigkeit u. s. w. bedingt. Denn so gut, wenn nicht noch leichter, als die chemischen Elemente,

welche alle zusammen so wenig als einzeln Leben, Empfindung, Denkthätigkeit u. s. w. besitzen, diese Dingelchen alle durch die bloße Form erhalten, kann auch die Linie zur Ausdehnung gelangen durch — die bloße Form. Wenn, wie gesagt, der Mathematiker so spricht, was wollen wir ihm dagegen einwenden? Wir bescheiden uns gerne, keine Einwendung machen zu wollen, und erlauben uns nur die bescheidene Frage, ob nicht doch ein von der Materie verschiedenes Etwas bei der Entstehung des animalischen Gebildes hinzugetreten sein könnte, ein Etwas, das nicht bloß die Form, zu der sich die betreffenden chemischen Elemente zusammensetzen, sondern auch zugleich mit bedingte, daß diese des Lebens, der Empfindung, der Denkthätigkeit und vieles andern unfähige Materie, welche die ebenfalls des Lebens, der Empfindung, der Denkthätigkeit und vieles andern unfähige Form ausfüllt, des Lebens, der Empfindung, der Denkthätigkeit und vieles andern fähig wird? Diese Frage kann nur dann verneint werden, wenn man einen Begriff von Materie hat, wie er wohl der Einbildung, aber wenig der Wirklichkeit entsprechend ist. Und hier scheint uns namentlich mit der faule Fleck bei unsern Gegnern zu liegen, daher es nicht überflüssig sein wird, etwas näher auf die Sache einzugehen. Vorher aber erlauben wir uns folgende Bemerkung. Daß die Natur und Wesenheit eines Dinges und also auch die der Materie nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar dadurch erkannt werden kann, daß wir die Wirkungen beobachten und aus der erkannten Wirkung zurückschließen auf die Natur und Wesenheit als der Ursache der Wirkung, ist selbstredend. Und eben so selbstredend sollte es sein, daß wir die Materie nur in ihrer Erscheinung als Körper der Beobachtung unterwerfen können, ob es uns gleich dünken will, als werde mitunter der Glaube gehegt, daß man in den sogenannten chemischen Elementen der Materie als solcher habhaft werde, da doch diese Elemente

ebenfalls nur als Körper in die Erscheinung treten und treten können. Nun zur Sache.

§. 63.

Beobachten wir nun zunächst die Wirkung der Materie auf der untersten Stufe ihrer Verkörperung, auf der Stufe der unorganischen Körper, so stellt sich folgendes Resultat heraus: Alle Wirkung der Materie, in sofern sie sich in den unorganischen Körpern darstellt, also alle Wirkung dieser Körper selbst, möge dieselbe nun auf den Imponderabilien, der Affinität, der Attraktion, der Gravitation, oder auf welcher sonstigen Begabung der Materie beruhen, kann nur da Statt haben, wo wenigstens zwei Körper in wechselseitiger Einwirkung aufeinander stehen, und ihre Wirkung ist eben nichts weiter noch anderes, als das Resultat dieser wechselseitigen Einwirkung. Es ist also immer eine von außen bedingte und nicht eine von innen gegebene Wirkung, wo sie als solche der unorganischen Körper auftritt. Auf dieser Thatsache beruht das altbekannte Gesetz der Trägheit oder des Beharrungsvermögens, gemäß welchem ein Körper den Zustand, in welchem er sich befindet, so lange beibehält, als nicht eine äußere, eine nicht in der Natur und dem Wesen des betreffenden Körpers selbst gelegene Kraft oder Ursache hinzutritt und ihn ihrer Einwirkung unterwirft, ein Gesetz, das auf dem Gebiete der unorganischen Körper und ihrer Wirkungen so allgemein und tiefgreifend ist, daß alle haltbare Begründung der phisikalischen Erscheinungen auf dasselbe fußet und es voraussetzet. Dabei ist jedoch nicht ausgeschlossen, daß der Körper, an dem die Wirkung Statt hat oder mit dem die Veränderung vorgeht, seinerseits einen Beitrag bietet, sondern es ist nur bedingt, daß dieser Beitrag in der und nur in der Befähigung des Körpers liegt, gemäß welcher die fragliche Veränderung mit ihm vorgehen oder

die beziehliche Wirkung auf ihn ausgeübt werden kann. So z. B. wenn das Metall flüssig gemacht wird, so ist es die Kraft der Wärme, welche diese Wirkung, den Uebergang aus dem festen in den flüssigen Zustand hervorbringt, und das Metall seinerseits gibt ganz und gar keinen Beitrag dazu, als daß seine Natur und Wesenheit die Möglichkeit bietet, daß die Wärme hier in einer Weise wirken kann, wie sie das beim Holze z. B. nicht kann. Es enthält also der unorganische Körper nur den die Wirkung gestattenden oder die Veränderung, in welche er versetzt wird oder werden kann, möglich machenden Grund, aber er enthält nicht auch den diese Wirkung hervorbringenden oder die Veränderung wirklich machenden Grund, gibt dazu keinerlei Beitrag, sondern derselbe ist ganz und gar außer ihm, außerhalb seiner Natur und Wesenheit zu suchen und zu finden. Das ist das Wesen der Materie, in sofern sie sich in den unorganischen Gebilden darstellt, sei es nun als einfacher oder als zusammengesetzter Körper.

Unterziehen wir nun die Pflanze der Beobachtung, so treffen wir bei ihr auf eine Wirkung, das Wachsen nämlich, welche wir nicht mehr aus dem eben erkannten Wesen der Materie erklären können. Denn wenn auch hier wie bei der Wirkung und Veränderung, wie wir sie bei den unorganischen Körpern vorfinden, äußere Einflüsse, als z. B. die Wärme, das Licht, die Luft, die Feuchtigkeit und die Erde, bei dem Wachsen und Gedeihen der Pflanze in sehr wesenliche Mitkonkurrenz treten, so bedingen sie dasselbe doch keineswegs bis dahin, daß von Seiten der Pflanze selbst nur der das Wachsen möglich machende Grund zu setzen wäre, vielmehr sind wir anzunehmen genöthiget, daß sie einen wesentlich positiven Beitrag bietet, dahin gehend, daß sie aus sich heraus das Wachsen macht oder hervorbringt, und daß die äußern Elemente nur noch in sofern ihren

Beitrag liefern, als sie einerseits die Stoffe bieten, aus welchen die Pflanze die zu ihrer Nahrung erforderlichen Bestandtheile zieht, andererseits, als z. B. Wärme und Licht, erregend und erhöhend auf die Thätigkeit der Pflanze oder der in ihr liegenden und sich regenden Kraft einwirken. Die Begabung oder Kraft der Pflanze, vermöge welcher sie befähigt ist, Stoffe von außen in sich aufzunehmen und sich zu assimiliren und so von innen heraus durch ihre eigene Kraftäußerung zu wachsen und zu gedeihen, benennt die Sprache mit dem Ausdrucke Leben der Pflanze. Die Frage ist nun, ob das Leben der Pflanze der Materie eigen, ihrer Natur und Wesenheit angehörig ist, oder ob es nicht darin gelegen und also der Materie beigegeben ist?

Bitten wir die Chemie zu Hülfe und lassen uns von ihr die Materie der Pflanze in ihre einfachen Bestandtheile, Elemente genannt, zerlegen, so findet sich unter diesen Elementen auch nicht eines vor, dem auch nur ein Funke von Leben inwohnte, sondern sammt und sonders zeigen sie sich aufs Entschiedenste als unorganische Körper. Will man nun nicht unterstellen — und wir erwarten, daß zu solcher Unterstellung auch nicht einmal unsere Gegner fähig sind — daß die Materie in der chemischen Zerlegung und durch dieselbe ihre Natur ganz und gar geändert hat und aus organischer Materie in unorganische übergegangen ist, so wird man einräumen müssen, daß nicht der Materie an und für sich das Leben zukommt, sondern daß ihr dieses da, wo sie im organischen Körper auftritt, beigegeben ist. Aber sehen wir uns die Sache noch von einer andern Seite an. Es weiset nicht nur die Chemie, sondern einem Jeden die simple Beobachtung nach, daß die Materie, welche die Pflanze von außen in sich aufnimmt und in ihr Fleisch und Bein verwandelt, ganz und gar unorganisch, also ohne alles Leben ist. Sollte nun der Materie, sobald sie in der Pflanze auftritt, das Leben

eigen sein, da es ihr doch außer der Pflanze und in dem Augenblicke, wo sie in diese übergeht, noch nicht eigen ist, so müßte man unterstellen, es sei im Augenblicke dieses Ueberganges (oder meinetwegen auch in späterer Zeit) die unorganische Materie in organische, also die Natur und Wesenheit der Materie gänzlich umgewandelt worden. Und will man dann an solcher wesentlichen Umwandlung keine Wirkung ohne Ursache haben, so muß man weiter unterstellen, daß diese Ursache gelegen sei, entweder in der unorganischen Materie selbst, oder in der wechselseitigen Einwirkung der Materie auf die Materie, etwa der chemischen Elemente aufeinander, oder in der bestimmten und eigenthümlichen Zusammensetzung der Materie aus den betreffenden chemischen Elementen. Und sollte sich keiner dieser Fälle als der Wirklichkeit entsprechend herausstellen, so würden wir genöthiget sein, das Lebengebende der Pflanze in einem von aller Materie und ihrer Zusammensetzung wesentlich verschiedenen Etwas anzunehmen, denn ein weiterer Fall dürfte schwerlich denkbar und also auch nicht wirklich sein.

Was nun den ersten dieser vier Fälle anlangt, so wird man hoffentlich einräumen, daß die unorganische Materie und überhaupt kein Ding jemals in Stand gesetzt sein kann, seine eigentliche Natur und Wesenheit umzugestalten, in eine andere Natur und Wesenheit zu verwandeln. Und was den zweiten der als denkbar aufgeführten Fälle anlangt, so weiset uns die tägliche Erfahrung allerdings nach, daß je nach der größeren Quantität Wärme, welche die das Wasser bildende Materie in sich aufnimmt, dieselbe in luftförmiger, oder tropfbarflüssiger, oder in fester Gestalt erscheint, aber es sind diese wie alle chemischen Veränderungen der Materie nur solche, welche mit der Natur und Wesenheit des unorganischen Körpers vollkommen harmoniren und demselben nichts zufügen, was gänzlich außer seiner Natur und Wesen-

heit gelegen wäre. Dieses Letztere aber müßte der Fall sein können, es müßte der eine Körper dem andern eine seine Natur umgestaltende Befähigung und Kraft zu geben vermögen, wovon er selbst auch nicht die Spur besitzt, und hiervon haben wir weder in der Natur ein Beispiel, noch können wir ein solches als je wirklich halten, wir müßten denn entweder der Materie im eigentlichen und wahren Sinne des Wortes schöpferische Kraft beizulegen berechtiget sein, oder aber annehmen können, daß das Nichts Grund und Ursache zur Entstehung des Etwas sein könnte. Zu dieser letzteren Annahme würden wir uns auch bequemen müssen, wenn wir den dritten der oben aufgezählten Fälle aus dem Gebiete des Denkbaren in das Gefilde der Wirklichkeit versetzen wollten. Oder bleibt etwa von der betreffenden Zusammensetzung, sobald man, wie hier geschehen muß, von aller dabei konkurrirenden Materie absieht, noch ein Reales, ein der Wirkung fähiges Etwas übrig? So mögen unsere Gegner die Güte haben, dasselbe näher nachzuweisen. Bis dieser Nachweis geführt ist, glauben wir an den vierten der denkbar möglichen Fälle treten und ihn als den allein wirklichen halten zu dürfen. Also: Der Pflanze wohnt ein von aller Materie verschiedenes, also ein nichtmaterielles Etwas inne als eine Kraft, die ihr die Befähigung ertheilt, ihr Wachsen und Gedeihen aus sich heraus, auf den Grund und die Befähigung ihrer eigenen Natur und Wesenheit hin zu setzen, zwar unter Abhängigkeit äußerer Einflüsse, aber nicht durch diese Einflüsse.

Wenn wir nun schon genöthiget sind, bei der Pflanze und um ihr Sein zu begreifen, über die Materie hinaus zu gehen und ein Nichtmaterielles anzunehmen, wie vielmehr werden wir dann dieser Annahme bedürfen, um das Sein, die Natur und Wesenheit der animalischen Gebilde und namentlich des Menschen zu begreifen? Denn hier steht nicht

bloß das Leben auf einer höheren Stufe, wenigstens bei den höher organisirten Gebilden dieser Art, sondern es gesellt sich auch noch eine Reihe anderer Funktionen, als die freie Bewegung, die Empfindung und das ganze Heer der geistigen Fähigkeiten und Thätigkeiten hinzu, welche einzeln und zusammengenommen eine Natur und Wesenheit bekunden, wie sie die bloße Materie nicht zu geben vermag und ein Prinzip, einen Träger unterstellen, wie er über der Materie weit, unendlich weit hinaus liegt.

§. 64.

Wir sehen also, daß es mit dem Vorhaben, bei der Materie stehen zu bleiben nicht weit her ist. Und wenn wir nun doch einmal nicht anders können, als über die Materie hinaus zu gehen, sollte es dennoch besonderer Schwierigkeit unterliegen, auch den letzten Schritt noch zu wagen und sich über die gesammte Natur, über die materiellen und immateriellen Objekte derselben bis zu Demjenigen zu erheben, welchem diese alle ihre Existenz zu verdanken haben? Die Schwierigkeit dürfte um so geringer erscheinen, wenn man auf die Zweckgemäßheit sieht, nach welcher namentlich die animalischen Gebilde eingerichtet sind. So betrachte man als Beispiel den menschlichen Körper, und man wird sonder Anstrengung erkennen, wie alle seine Theile, innere wie äußere, so vollkommen den vielfachen Zwecken, denen sie dienen, entsprechend eingerichtet sich finden, als sie nur immer sein können. Wie sollen wir diese Zweckgemäßheit begreifen, wenn wir nicht ein intelligentes, ein vernünftiges Wesen denken und annehmen, das sie hervorbrachte! Freilich, Vogt und Genossen sagen uns, die Natur wirke nach bestimmten, in ihr gelegenen Gesetzen, und diese Gesetze seien es, welche die Zweckgemäßheit bedingten. Ganz schön. Aber wie begreifen wir denn das Vorhandensein eben dieser

Gesetze? Denn für den denkenden Menschen gibt es keine Wirkung ohne Ursache, und wenn unsere sehr gelehrten Gegner die Behauptung hinstellen, der Mensch finde die Materie in und mit ihrer gesetzmäßigen Wirkung vor, das sei das Gegebene, über welches wir nicht weiter hinaus könnten, so fürchten wir sehr, daß auch abgesehen von den bisher erörterten Punkten solche Behauptung unseren denkenden Lesern nicht anders erscheinen wird, als die der gläubigen Brahminen, daß die Erde von einem großen Elephanten getragen werde, dieser aber auf einer Riesen-Schildkröte ruhe, und nun die Frage, wovon denn diese Schildkröte gehalten werde, als eine dem gläubigen Brahminen verbotene von der Hand weisen. Denn daß die zweckgemäße Wirkung eine Folge der gesetzmäßigen Wirkung sein könne, das begreift sich. Aber die gesetzmäßige Wirkung ist und bleibt so gut Wirkung als auch die zweckgemäße Wirkung; und sollen wir also nicht dennoch eine Wirkung ohne Grund und Ursache haben, so bleibt die Frage bestehen: Was gibt der Wirkung der Materie ihre Gesetzmäßigkeit und dadurch ihre Zweckmäßigkeit? Sie sehen, meine Herren, die Frage rückt, wie bei dem Brahminen, so nur etwas hinaus, findet aber damit keineswegs ihre Beantwortung. Oder sollte die Vogt'sche Unterstellung, daß die Form das animalische Gebilde bedinge, die Sache erklären? Wir bezweifeln; man müßte denn, weil ja die Form gerade das Zweckgemäße ist, unterstellen können, daß dieselbe gewirkt hätte, ehe sie war, also daß die Wirkung der Ursache, durch welche sie gewirkt wird, vorhergehen könne. Vielleicht hilft die andere Ansicht aus, gemäß welcher die Materie sich zu dem bestimmten animalischen Gebilde zusammensetzt, wenn die betreffenden chemischen Elemente derselben sich unter den entsprechenden äußern Verhältnissen zusammenfinden? Wir bezweifeln abermals. Denn abgesehen von allem andern, wie wäre hieraus zu begreifen, daß sich

dieselbe Materie unter denselben äußern Verhältnissen hier als Arm, dort als Bein; hier als rechter, dort als linker Arm — denn beide Arme sind keineswegs kongruent; — hier als Daumen, dort als Mittelfinger; hier als Ohr, dort als Nase; u. s. w. ansetzte und ausbildete? Und endlich bezweifeln wir, daß die elektrischen Ströme, zu welchen unsere gelehrten Freunde in Fällen, wo ihnen der Faden abhanden kommt, so gerne ihre Zuflucht nehmen, hier aushelfen können. Denn da es die Materie ist, welche den elektrischen Strömen Grundlage und Richtung gibt, so müßte die Materie auch schon in der bestimmten Form vorhanden sein, um der Elektrizität diejenige Richtung anzuweisen, welche erforderlich wäre, die Materie in eben diese bestimmte Form zu bringen, d. h. es müßte wieder die Wirkung der Ursache vorhergehen. Darum, meine gelehrten Herren, beißen Sie in den sauern Apfel und gestehen mit uns, daß es hinter und über der Natur ein intelligentes, ein vernünftiges Wesen geben muß, dem die Natur mit Allem, was sich darin befindet, die Intelligenz und Vernünftigkeit, welche und wie sie sich doch in der Natur und ihren Gliedern unbestritten vorfindet, als freie Gabe zu verdanken hat. Erst wenn Sie sich zur Anerkennung dieses Satzes gebracht haben, wird Ihnen das rechte Licht aufgehen zur Erforschung der Natur, an welcher Sie gegenwärtig nur mit blinder Handhabe herumtasten.

IV. Waren vor dem Sündenfall auch die Thiere unsterblich?

Beziehlich:

gab es vor dem Sündenfall auch fleischfressende Thiere?

§. 65.

Diese Frage betreffend begegnen wir in den angezogenen Bildern aus dem Thierleben von Vogt folgender Stelle:

S. 316 u. f. „Der Tod ist erst durch den Sündenfall in die Welt gekommen, sagen sie, vorher existirte er nicht, so wenig als das Uebel — das steht ausdrücklich geschrieben und deßhalb müssen wir's glauben. Jetzt freilich sehen wir überall Tod und Verwüstung, aber das ist die Strafe der Sünde, welche der Mensch auf sich geladen hat. Daß die fromme Säule, auf welcher die specifisch-baierische Medizin in München ruht, diese Theorie ganz folgerichtig auf die Krankheit angewendet hat, darf nicht verwundern. Nach Herrn Ringseis sind alle Krankheiten in ihrer Eigenschaft als Uebel Folgen der Sünde und weichen weit leichter jenen geistigen Waschungen, womit die Seele von ihren Flecken gereinigt wird, als den weltlichen Mitteln, womit man den Körper bedienen konnte. Willkommene Pflanze in dem Garten des exclusiven Sepp'schen Bayarenthums.

„Ich hörte einst die Vorlesungen eines frommen Neuenburgers über verschiedene Punkte der von dem Glauben erleuchteten Wissenschaft. Das Dogma, daß erst mit dem Sündenfalle der Tod in die Welt gekommen sei, wurde von ihm als der Grundstein bezeichnet, auf welchem die fromme Wissenschaft ruhen müsse. Im Paradiese lebten alle Thiere einträchtig zusammen und fraßen gemeinschaftlich Gras, was überhaupt den Frommen als der Urtypus einer unschuldigen Nahrung gilt. Daß ein hungriger Ochse bei einer einzigen

Mahlzeit Hunderte von kleinen Insekten, Räupchen und anderen Geschöpfen, welche in dem Grase ihr Wesen treiben, Tausende von Eiern und Puppen, die an den Grashalmen angeklebt sind, verkaut und hinabschlingt — daß es überhaupt unmöglich ist, einem pflanzenfressenden Thiere solches Futter darzubieten, in welchem keine lebenden Wesen sich befinden, kommt unseren Frommen nicht allzusehr in Betracht. Lupe und Mikroskop sind Teufelswerke und Herr R. Wagner in Göttingen muß täglich und aber täglich viel Bibelverse lesen, um sich von der Sünde, diese Instrumente zuweilen zu gebrauchen, weiß zu waschen. In dem Paradiese also fraßen die unschuldigen Thiere vor dem Sündenfalle alle Gras. Da kam jenes schreckliche Ereigniß, welches uns zur Arbeit und die Frauen zu Kindeswehen verdammte. Der Mensch fiel, wurde sündhaft, wurde sterblich. Wie ein Kartenhaus fiel die ganze Thierwelt nach, wurde auch sündhaft und sterblich. Der Mensch tödtete Thiere zu seiner Nahrung, Thiere tödteten Thiere. Sehen sie, meine Herren, sagte Herr von Rougemont bei der Fortsetzung seines Themas, so kam der Tod in die Welt. Einige Thiergeschlechter waren durch ihre Organisation geneigter, dem sündigen Menschen in seinem Falle zu folgen, als andere. Sie fielen mit ihrem Vorbilde leichter und tiefer. So wie jetzt der bengalische Tiger, wenn er einmal Menschenfleisch gekostet hat, alles übrige Wild verschmäht, so verschmähten auch die fleischfressenden Gattungen nach und nach ihre ursprüngliche Nahrung, das Gras, und mästeten sich mit ihrem Raube. Einige sind in der Sünde so weit fortgeschritten, daß sie niemals vegetabilische Nahrung zu sich nehmen, andere stehen schon höher, wie z. B. der Bär, welcher Früchte und Wurzeln speist, gleich dem Prediger in der Wüste. Sie wissen, daß Krankheit und Leiden den Menschen am meisten vermürben und in sich gehen machen, so daß er von der Sünde abläßt — Sie sehen,

daß die Hunde und Katzen, diese fleischfressenden Familien, Gras kauen, wenn sie krank sind. Diese verständigen Thiere suchen auf diese Weise, wenn sie vom Uebel heimgesucht sind, auf ihren ursprünglichen Standpunkt der Unschuld zurückzukommen.

„Die Folgen des Sündenfalles erstreckten sich so auf die ganze Thierwelt, fuhr Herr von Rougemont fort, und wie jede geistige Umwälzung in der körperlichen Welt ihren Widerhall findet, so mußte auch dieser Widerhall in der thierischen Organisation erfolgen. Man ist gezwungen anzunehmen, daß Löwen und Tiger, Hyänen und Füchse anfangs eine Organisation und besonders einen Zahnbau hatten, welcher sie befähigte, Gras zu fressen. Die göttliche Weisheit, welche jetzt jedes Thier seinem Zwecke entsprechend eingerichtet hat, war auch schon vor dem Sündenfalle thätig. Aber je mehr die Thiere in Sünde verfielen, desto mehr paßte sich auch ihre Organisation dieser Sünde an und so kamen wir zu dem gegenwärtigen Resultate. Wenn Katzen, Hyänen und Wiesel scharfe Backzähne, dolchähnliche Eckzähne besitzen, so folgt daraus nicht, daß sie dieselben von Anfang an besaßen — diese Zähne sind ihnen erst gewachsen nach und nach, durch lange Generationen hindurch — je mehr sie sich in dem sündigen Treiben des Fleischfressens befestigten, desto länger wurden diese Zähne. Denn wie der Gedanke die Falten in die Stirne furcht, so prägt auch jede Sünde ihren Ausdruck in die Organisation des sündigen Wesens.

„Die Versteinerungen haben diesen frommen Naturforschern, zu welchen Herr von Rougemont gehörte, von je her viel zu schaffen gemacht und die nackte Behauptung der Geologen, daß ganze Schöpfungen vor dem Menschen vorausgegangen seien, hat ihnen nie zu Munde gehen wollen. Denn wenn solche Schöpfungen wirklich existirt haben, wenn Millionen und Millionen von Wesen, deren Reste wir heute

noch finden, vor dem Menschen sich des Lebens gefreut haben und vor der Erschaffung des Menschen vernichtet worden sind, so war ja der Tod schon eher in der Welt, als der Mensch und nicht eine Folge des Sündenfalles! Sehr ärgerlich! Herr von Rougemont wußte sich zu halten. Wenn ich nicht irre, so behauptete er, diese Prä-Existenz der Thiere vor dem Menschen sei zwar durch das Buch Moses constatirt, in welchem Gott am fünften Tage die Thiere und erst am sechsten den Menschen macht — aber da sie nur einen Tag betragen habe, so sei leicht einzusehen, daß der Tod erst mit dem Sündenfalle habe kommen können. Deßhalb seien auch alle die Thiere, deren Ueberreste wir in den Schichten finden, Zeitgenossen des Menschen — die Chronologie der Geologen sei falsch, durchaus falsch. Wenn man in den ältern Schichten noch keine Menschenknochen gefunden habe, so mögen zwei Ursachen hievon die Schuld tragen. Einerseits habe offenbar der Sündenfall denselben verderblichen Einfluß auf den menschlichen Organismus geäußert, wie auf den thierischen und so sei es denn möglich, daß der adamitische Mensch ganz andere Charaktere gehabt, als seine durch die Sünde ruinirte Nachkommenschaft, weßhalb ein Anatom aus den Knochen solcher vorsündfluthlicher Menschen, wenn er sie auch finden sollte, dennoch sicher neue Thiergattungen construiren würde, ohne den Menschen darin zu ahnen. Andererseits sei das Menschengeschlecht gar nicht so verbreitet gewesen wie jetzt, und unsere geographischen und geologischen Forschungen hätten bis jetzt weder das Paradies entdeckt noch seinen Boden umgewühlt. Wenn wir aber einmal den Ort, wo das Paradies gewesen, unzweifelhaft aufgefunden haben würden, dann sei es auch sicher, daß man dort und in der Nähe Menschenknochen unter allen Thieren der Urwelt, bei den Trilobiten des Urgebirges, wie bei den Ichthyosauren des Jura finden werde. Das sah nun freilich einem

Wechsel auf den 30. Februar sehr ähnlich, aber eine gute Ausrede hat auch ihren Werth, selbst in Glaubenssachen.

„Das fromme, mit nebelloser Natur-Philosophie verquickte Bavarenthum hat in Herrn K. von Raumer eine andere Theorie zum gläubigen Sprunge über die Versteinerungen zum Durchbruche gebracht. Der brave Mann, dem Erlangen so viel in seiner, Geist und Gemüth auf gleiche Weise erhebenden Tendenz verdankt, hat freilich etwas zu viel Geologie studirt, um die Schichten mit ihren Einschlüssen in denselben Topf werfen zu können. Er weiß sehr wohl, daß die Schichten, welche unten liegen, weit älter sind, als die oben darauf ruhenden, er weiß auch sehr gut, daß man nicht von Menschenknochen im Jura oder im Urgebirge reden kann und daß jedenfalls jene fossilen Reste einer weit früheren Zeit angehören, als die ist, in welcher das Menschengeschlecht auf der Erde erschienen ist. Was machen unter solchen Umständen? Da liegen Knochen von Verstorbenen, die gestorben sein sollen, ehe der Tod existirte! Geschwind, frommer Mann, eine Hypothese, um den Glauben zu retten! Da ist sie! Diese Individuen, diese Thiere, diese Pflanzen, haben nie gelebt, haben also auch nie sterben können — sie sind eine Entwickelungsfolge nie geborener Embryonen, Scheinwesen, die eine Traum-Existenz geführt, aber kein wirkliches Leben gehabt haben. Scheinwesen ohne wahres Leben, wenn gleich mit vollständiger innerer und äußerer Organisation ausgerüstet, so vollständig, daß sie überall mit der Organisation der lebenden Thiere verglichen werden kann. Uns Laien freilich ist dies unbegreiflich, um so mehr, als wir die Beweise liefern können, daß diese Thiere gefressen haben, gewachsen sind, zur Fortpflanzung tüchtig erschienen — daß diese Pflanzen Knospen trugen und entwickelten, Blüthen entfalteten, Früchte reifen ließen. Wir können in dem Leibe fossiler Fische und Reptilien die Schuppen und Knochen der gefressenen,

halbverdauten Thiere sehen — wir finden, zuweilen in Haufen versammelt, den Koth dieser Thiere, die sogenannten Koprolithen, welche sogar von Wärtern in Menagerieen als Excremente wilder Thiere wieder erkannt wurden — wir sehen zuweilen in fossilen Fischen die Eierstöcke mit den Eiern erhalten — wir finden Junge und Alte, und sehen an Muscheln und Schneckenschalen die Anwachsstreifen, welche durch das allmählige Wachsen des Thieres und nur hierdurch erzeugt werden — wir müssen uns wohl dahin bescheiden, zu erklären, daß nur der Glaube den Unterschied zwischen dem wirklichen Leben und dem Scheinleben des frommen Raumer's bildet. Es läßt sich keine andere Hypothese besser mit dieser schönen Frucht frommen Nachsinnens vergleichen, als diejenige, welche Ehrenberg über das Wiederaufleben der eingetrockneten Räderthiere und Bärmilben (Macrobiotus) aufstellte. Diese Thiere trocknen mit dem Sande der Dachrinnen aus, leben aber bei der Benetzung mit Wasser selbst nach Jahren wieder auf. Herr Ehrenberg erklärte die Erscheinung für lautern Unsinn; die Thierchen seien nur in einer Art Winterschlaf, fräßen aber heimlich, gleichsam im Traume, pflanzten sich fort und lebten auf diese Weise in einem somnolenten Zustande durch Generationen hindurch fort. Doyère zerstörte freilich durch genaue Versuche diese schöne Hypothese vollständig. Aber die fossilen Thiere mögen ebenfalls nach Raumer eine solche Existenz geführt haben, wie die Räderthierchen im Dachrinnensande nach Ehrenberg, und mögen gefressen, verdaut, sich fortgepflanzt haben — alles nur im Traume, zum Scheine! Das Leben ein Traum!

„Nein, ihr Herren, der Tod existirt als allgemeines Gesetz in der ganzen organischen Natur und hat von Anfang an existirt, sobald nur eine Organisation gegeben war. Da hilft kein Spreizen des Glaubens noch fromme Salti mortale's, um über diesen Stein hinaus zu kommen, der in

Eurem Garten liegt. Der Tod hat existirt, ehe der Mensch auf der Erde erschien und hat Millionen lebender Wesen weggerafft, denen Ihr, nach Euern Begriffen, keine Sünde zuschreiben könnt, weil sie nie von dem Baume der Erkenntniß genossen haben."

§. 66.

Also diesen Stein glaubt man so weit in den Garten aller derer geworfen, welche die h. Schrift für mehr als bloßes Menschenwerk halten, daß er gar nicht mehr zu heben und zu beseitigen sei? Da dürfte man sich sehr täuschen. Denn so groß auch die Zerknitterung sein mag, welche er in seinem Fluge unter den Pflanzen der frommen Träumerei angerichtet hat, unserm Garten hat er nicht im Mindesten geschadet, ja hat ihn nicht einmal erreicht, und das aus dem einfachen Grunde, weil die h. Schrift nicht mit einer Silbe Meldung davon thut, als seien die Thiere jemals von dem Tode befreit gewesen. Alle Stellen der h. Schrift, welche über diesen Punkt sprechen, beziehen sich ausschließlich auf den Menschen und berühren das Thier ganz und gar nicht, wie das diese Stellen selbst leicht erkennen lassen. Wir erlauben uns sie hier vorzuführen:

1. M. 2, 17, wo Gott dem Adam das Verbot gibt, von dem Baume der Erkenntniß des Guten und Bösen zu essen, heißt es: An welchem Tage du davon essen wirst, wirst du des Todes sterben (sterblich sein).

1. M. 3, 3, wo die Schlange die Eva versucht, spricht diese: Aber von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: Esset nicht davon und rühret sie nicht an, daß ihr nicht sterbet!

Buch der Weisheit, 1, 12—13: Strebet nicht mit eurem Irrthume nach dem Tode und ringet nicht nach dem Verderben durch eurer Hände Werk, denn Gott hat den Tod

nicht gemacht und hat keine Freude am Untergange der Lebendigen.

Daselbst 2, 23—24: Denn Gott hat den Menschen unsterblich erschaffen und hat ihn nach seinem Ebenbilde gemacht; aber durch den Neid des Teufels kam der Tod in die Welt.

Eben daselbst 25, 32: Von einem Weibe hat die Sünde ihren Ursprung, und ihretwegen sterben wir alle.

Brief an die Römer, 5. 12—21: Derowegen, gleichwie durch einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen ist, und durch die Sünde der Tod, und so der Tod sich über alle Menschen verbreitet hat, in welchem alle gesündiget haben.— Denn auch bis zum Gesetze war Sünde in der Welt, aber die Sünde wird nicht zugerechnet, wenn kein Gesetz ist. Und doch herrschte der Tod von Adam an bis Moses auch über diejenigen, welche nicht mit ähnlicher Uebertretung gesündigt haben als Adam, der ein Vorbild des Zukünftigen war. Aber mit der Gabe verhält es sich nicht wie mit der Sünde. Denn sind durch die Sünde eines Einzigen Viele gestorben, so hat sich noch weit mehr die Gnade und Gabe Gottes durch die Gnade des einzigen Menschen, Jesu Christi, reichlich ausgegossen über Viele. Die Gabe ist auch nicht nur über eine Sünde, wie durch eine Sünde das Verderben. Denn die Verurtheilung zur Verdammniß ist aus einer Sünde gekommen, die Gnade hingegen hilft aus vielen Sünden zur Rechtfertigung. Denn wenn um der Sünde eines Einzigen willen der Tod geherrscht hat durch den Einen, so werden noch vielmehr diejenigen, welche die Fülle der Gnade, Gabe und Gerechtigkeit empfangen, herrschen im Leben durch den einen Jesum Christum. — Gleichwie also u. s. w.

1. B. a. d. Kor. 15. 21—22: Denn wie der Tod durch einen Menschen kam, so kommt auch die Auferstehung von den Todten durch einen Menschen; und wie in Adam alle Menschen sterben, so werden in Christo alle lebendig gemacht werden.

Diese Stellen sehe sich der Leser an und dann fragen wir ihn, ob sie auch nur mit einer Silbe der Thiere gedenken und ob nicht der Tod oder die Sterblichkeit als Folge oder Strafe der ersten Sünde überall nur auf den Menschen bezogen wird? Und eben so wenig wie die h. Schrift enthalten auch die sonstigen Bekenntnißschriften der Christen einen derartigen Glaubenssatz, wie ihn Hr. Rougemont hinstellt und gegen welchen Hr. Vogt mit den Waffen des geologischen Wissens erfolgreich streitet. Aber mehr noch, es folgt das gerade Gegentheil aus der h. Schrift, dieses nämlich, daß auch vor dem ersten Sündenfalle die Thiere sterblich waren und starben. Denn wenn Gott dem Adam für den Fall der Uebertretung des ihm gegebenen Verbots die Sterblichkeit und den Tod androht, so mußte Adam doch wissen, was Sterben und Tod heiße, wäre ja sonst die Strafandrohung gänzlich überflüssig, weil gänzlich unverständlich gewesen. Wie aber konnte Adam zu diesem Wissen kommen, wenn er nicht das Sterben und den Tod der Thiere vor Augen hatte? Wir sind also weit entfernt, gegen die h. Schrift zu verstoßen, stehen vielmehr im völligen Einklange mit derselben, wenn wir die von Hr. Vogt vorgelegten Resultate der Geologie als Wahrheit und Wirklichkeit annehmen, es sei denn daß sich die h. Schrift dagegen ausspreche, daß die Thiere vor dem Sündenfalle Fleisch gefressen und also sich einander aufgefressen hätten. Aber auch hier steht nicht das geologische Wissen des Hrn. Vogt, sondern das theologische des Hrn. Rougemont der h. Schrift entgegen, indem das, was er von der Sündhaftigkeit der thierischen Natur und der Umwandlung des thierischen Organismus träumt, nichts mit der h. Schrift zu schaffen hat. Gott schuf die Thiere und sah, daß sie gut, d. h. ihren Zwecken entsprechend erschaffen waren. Von einer spätern Abänderung dieser Zwecke und einer dadurch nothwendig gewordenen Umschaffung aber weiß die h. Schrift nichts.

Vielleicht aber denkt der Leser hier einen andern Einwurf, diesen nämlich: Wenn die Thiere, und setzen wir hinzu: wenn die gesammte Natur von vorn herein geeigenschaftet war, wie sie eben geeigenschaftet ist, so waren also auch dem Leben des Menschen tausendfache Gefahren geboten — der Eine fiel in die Klauen einer wilden Bestie, der Andere stürzte von jähem Felsen, der Dritte fiel ins Wasser, dem Vierten fiel ein schwerer Körper auf den Kopf, der Fünfte kam in Feuersgefahr, u. s. w. Da scheint denn doch die Beschaffenheit der Natur dem Zwecke, den Menschen unter allen Umständen am Leben zu erhalten, sehr schlecht entsprechend geschaffen zu sein? Von den verschiedenen Entgegnungen, welche dieser Einwurf zuläßt, setzen wir nur die eine her: Gott wußte im Voraus, wie sich der Mensch verhalten und daß die paradiesische Herrlichkeit nicht gar lange währen werde. Für diese kurze Zeit hatte er unsere Stammeltern ins Paradies gesetzt, wo alle die beregten Gefahren für ihr Leben fern gehalten wurden; für die übrige Zeit aber schuf er die Natur, richtete sie im Voraus entsprechend seinen Zwecken ein, wie er sie nach dem Sündenfalle mit dem Menschen hatte. Mögen nun die Herren der Naturwissenschaft, wenn sie können, zusehen, ob die Natur diesen Zwecken nicht entspricht! Aber freilich, sie, d. h. ihrer Viele bleiben, wie gewisse andere Geschöpfe, vor dem unmittelbar Gegebenen stehen und vermögen sich nicht zu erheben zu derjenigen Vernunft, welche hinter und über der Natur waltet und dieser ihre Zwecke anweiset, ein Standpunkt, welchen einzunehmen dann doch am Ende wenig Vernunft erfordern dürfte. Und selbst das Merkmal der Neuheit kommt solchem Standpunkte nicht einmal zu, wie sehr sich auch unsere Gegner brüsten, durch ihre eminente geistige Ueberlegenheit ihn erobert zu haben, er ist auch älter als Plinius, den Vogt als Gevattersmann citirt, schon die Sadducäer nahmen ihn ein.

„Aber wenn nun auch nur die Sterblichkeit der Menschen die Folge der Uebertretung des dem ersten Elternpaar gegebenen Verbots war, so läßt sich doch nicht begreifen, daß das Essen der verbotenen Frucht derart auf den Organismus des Adams und der Eva sollte gewirkt haben, daß nun nicht blos sie, die unsterblich erschaffen waren, sondern auch ihre Nachkommen der Unsterblichkeit verlustig gingen und sterblich wurden.“ Hatte das Essen der verbotenen Frucht für Adam und Eva die Sterblichkeit zur Folge, so erscheint es nicht nur nicht unbegreiflich, sondern sogar sehr natürlich, daß auch dieselbe auf ihre im Zustande der Sterblichkeit gezeugten Kinder (und in der h. Schrift steht ausdrücklich, daß sie erst nach dem Genusse Kinder erzeugten) überging, es erscheint dieses gerade so natürlich, als daß diese ihre Kinder ebenfalls hätten unsterblich sein müssen, wenn die Eltern unsterblich waren, denn so der Baum, so die Frucht. Frage kann also nur sein, wie der Genuß der betreffenden Frucht die Natur des Adams und der Eva umschaffen und aus einem unsterblichen einen sterblichen Körper machen konnte. Diese Frage zu beantworten, haben Manche unterstellt, die verbotene Frucht sei eine Giftpflanze gewesen und habe als solche zerstörend gewirkt und aus einem gesunden Organismus einen kranken gemacht, in der Weise, wie auch heut zu Tage noch solche Pflanzen unsern Organismus angreifen und zerstörend auf ihn wirken. Allein, bei dieser Vorstellungsweise muß man schon die Sterblichkeit von vorn herein und als anerschaffen denken. Denn war Adam unsterblich erschaffen, so konnte ihm der Genuß welcher giftigen Frucht auch immer nichts schaden, konnte ihm die Eigenschaft sterblich zu sein, nicht geben, sondern erst wenn er diese Eigenschaft besaß, gewann die Giftfrucht einen Einfluß auf seinen Körper und konnte ihn tödten, vor dem aber nicht. Hierin ist mit gegeben, daß die Sterblichkeit des

Adams nicht eine natürliche Folge der Uebertretung des Verbots sein konnte. War er vor dem Sündenfalle unsterblich, d. h. war sein Körper so geeigenschaftet, daß ihm der Tod nicht nahen konnte, so konnte nur eine übernatürliche Einwirkung den Körper dieser Eigenschaft verlustig machen. Aber es liegt gar nichts vor, was uns bestimmen müßte, dem Adam die Unsterblichkeit vor dem Sündenfalle zuzuerkennen, d. h. sie ihm in dem Sinne zuzuerkennen, in welchem wir selbe vorstehend gedacht haben, vielmehr ist uns gestattet zu denken, der Körper des Adams sei nach dem Sündenfalle genau derselbe geblieben, welcher er vor demselben war, und es sei sonach Adam dem Körper nach gerade so geeigenschaftet aus der Hand Gottes hervorgegangen, wie er auch nachdem geeigenschaftet war, und wie wir gegenwärtig noch geeigenschaftet sind. Im bleibenden Gehorsame gegen Gott aber würde dieser ihn durch übernatürliche Einwirkung vor dem Sterben bewahrt und ihn dereinst in sein jenseitiges Vaterland eingeführt haben, ohne ihn erst durch den Tod hindurch zu führen und seinen Körper der Verwesung anheim zu geben. Dieser übernatürlichen Einwirkung (Gnade) aber ging er durch seinen Ungehorsam verlustig, und weil er nunmehr seiner eigenen, seiner ihm anerschaffenen körperlichen Natur überlassen war, so war und blieb er sterblich für sich und seine Nachkommenschaft. Wir glauben nicht, daß der Theologe gegen diese Vorstellung der Sache etwas einzuwenden hat, der Nichttheologe aber (und wir nehmen hier das Wort Theologe nicht gerade in seiner engeren und eigentlichsten Bedeutung) könnte vielleicht die Frage stellen, wie denn bei solcher Ansicht der Sache die Sterblichkeit sofort jeden Einzelnen aus der Nachkommenschaft des Adams habe treffen können, so lange er sich noch keiner eigenen Sünde schuldig gemacht habe, konnte er ja nicht für die Sünde des Adams und hätte ihm also ja auch die übernatürliche Einwirkung bleiben müssen

auf so lange, bis ihn eigene Schuld traf? Auch auf diese Frage würden wir mit Vergnügen die Antwort geben, wenn anders hier der geeignete Ort dazu wäre. Wir erlauben uns daher nur die Bitte an die Herren der Naturwissenschaft, nicht vergessen zu wollen, daß nicht gerade alle Wahrheit auf den Gefilden der Natur und in der chemischen Garküche zu Hause ist!

V. Bileam's Esel.

§. 67.

Die Mittheilung der h. Schrift, daß Bileam's Esel gesprochen habe, wird von den Gegnern der h. Schrift vielfach als Beleg angeführt, gegen ihre Glaubwürdigkeit, und selbst von Seiten ihrer Freunde wird diese Stelle nicht selten in figürlichem Sinne gedeutet und dargestellt. Und wir müssen gestehen, daß diese Stelle der h. Schrift allerdings sehr geeignet ist, demjenigen, dessen Ueberzeugung von der Wahrheit der h. Geschichte nur auf Hörensagen beruht, Bedenklichkeiten zu erregen. Denn, sagt man, zum Sprechen gehört vorerst, daß man Gedanken habe, und dann, daß man diese Gedanken in der betreffenden sprachlichen Form äußerlich darzustellen vermöge. Nun fehlte aber schon dem Esel das erste Erforderniß, und dieses Erforderniß konnte Gott selbst nicht herstellen, er hätte denn aus dem unvernüftigen Thiere erst ein vernünftiges Wesen machen müssen. Nun, wir räumen das Gewicht dieses Einwurfs ein für den Fall, daß, wie unsere Gegner sich die Sache denken, das Sprechen des Esels ein solches war, wie es das beim Menschen ist, nämlich der sprachliche Ausdruck der Gedanken. Allein, so liegt die Sache nicht. Die Worte: „der Esel sprach," oder: „der Herr that den Mund des Esels auf," lassen das Wie gänzlich unbestimmt und stellen nur das Was fest, nämlich daß das gesprochen wurde, was die h. Schrift als gesprochen anführt: „Bin ich nicht dein Thier, welches dir immer zum reiten diente bis auf den heutigen Tag? So sage, ob ich dir jemals ungehorsam gewesen bin?" Wie, wenn wir nun unterstellen, daß Gott, beziehlich der Engel, welcher sich nun dem Bileam darstellte, diese in menschlicher Stimme (2. Petr.

2, 15—16) ertönenden Worte hervorgebracht hätte, würden wir da nicht eben so wenig gegen den Context der h. Schrift als gegen die Möglichkeit verstoßen? Denn dem Engel die Gedanken absprechen, wird wohl nur derjenige sich unterfangen, welcher die Existenz der Engel, beziehlich die Gottheit selbst in Abrede stellt. Mit ihm haben wir hier nicht zu rechten. Die fernere Bedingung des Sprechens war dann aber nur, diese Gedanken sprachlich laut werden zu lassen. Wenn wir nun auch dieses Letztere nicht von dem Engel hervorgebracht denken können wie beim Menschen, indem er nicht wie dieser ein körperliches Wesen ist, so werden wir ihm darum doch nicht die Befähigung absprechen können, diejenigen Luftschwingungen hervorzubringen, welche eben auch bei uns das wesentliche Element des Sprechens sind. Wie wir diese Luftschwingungen mittelst der Sprechorgane hervorbringen, so brachte sie der Engel durch die seiner Natur oder Macht zu Gebot stehenden Mittel hervor, und das Sprechen von Seiten des Engels, wie das Hören von Seiten des Bileam's war gegeben.

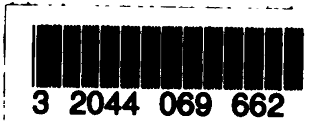
Aber warum zog denn der Engel den Esel überhaupt mit in die Handlung, wenn er doch nur eine so untergeordnete Rolle, wie ihm hier zugetheilt wird, zu übernehmen hatte? Wenn die Rolle des Esels auch in Betreff des Sprechens eine sehr untergeordnete war, so war sie aber das in Beziehung auf die Erkenntniß, welche dem Bileam beigebracht werden sollte, noch keineswegs. Denn dieser sollte die eindringliche Ueberzeugung gewinnen, daß er mindestens in so völliger Abhängigkeit zum Herrn stehe, wie sein Reitthier zu ihm, und daß es daher für ihn so nothwendig sei, dem Willen des Herrn zu gehorchen, als dem Esel, nach dem Willen des Reiters zu thun, also kurz: die Abhängigkeit und der Gehorsam des Bileam's gegenüber dem Herrn sollten dem Propheten eingebläut werden, und zu diesem Ende scheint uns die Rolle, welche dem Esel zugetheilt wurde, nicht nur nicht

unpassend, sondern sogar sehr an der Stelle, namentlich dann, wenn es gefallen will, die Kulturstufe des Bileam's nicht mit dem Maßstabe zu messen, welchen uns die gegenwärtige Zeit, sondern mit dem, welchen uns die damalige Zeit an die Hand gibt.

Im zweiten Brief Betei, 2, 15—16 lesen wir: „Sie verlassen den geraden Weg und gehen irre, sie folgen dem Bileam, Sohn Beors, der den Lohn der Ungerechtigkeit liebte aber die Strafe seiner Uebertretung fand: das sprachlose Lastthier, das mit Menschenstimme redete, wehrte der Thorheit des Propheten.“ Diese Worte hat man wohl als Beleg angeführt, daß der Esel im eigentlichen und buchstäblichen Sinne des Wortes gesprochen habe. Allein solchen Beleg vermögen wir nicht darin zu finden. Petrus citirt die Stelle aus dem alten Testamente, wie sie dort gegeben ist und wie sie seinen Zuhörern bekannt war und von ihnen geglaubt wurde, ohne sich in die Erörterung des phisikalischen Herganges einzulassen, wozu ihm keineswegs die Veranlassung geboten war. Und selbst wenn auch Petrus die buchstäbliche Ansicht von der Sache theilte, so wird er uns nicht zürnen, wenn wir in Betreff des Wie von dem Buchstaben abweichen, in Rücksicht des Was aber ganz gleicher Ansicht mit ihm bleiben; es wird das eben so wenig verschlagen, als daß wir auch bei den Worten: „die Sonne geht auf, die Sonne geht unter,“ von dem Wie, wie es der Buchstabe gibt und unsere Altvordern es sich dachten, abgehen.

Druck von Chr. Gehly in Köln.




3 2044 069 662

